2/1989 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Neuester Hit auf Moskaus Hängen:

Luft-Rodler

Ein Schaltjahr im All

Wie Wladimir Titow doch noch Weltrekordler wurde

Kühe aus der Thermosflasche

Wie vererbt man mehr Fleisch und Milch?

Raumfahrt
Wie Wladimir Titow mit dem vierten Versuch doch noch Weltrekordler wurde **Seite 4**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Volkszählung 1989
Gespräch im Moskauer Amt für Statistik der UdSSR **Seite 16**

Bildbericht
DDR-Alpinisten als Augenzeugen einer dramatischen Rettungsaktion an der Nordwand des Pamirplateaus **Seite 18**

Nationalitätenpolitik
Die nächsten Aufgaben für Nagorny Karabach **Seite 22**

mobile **Seite 24**

Memoirenserie
Pu Yi – der letzte Kaiser von China **Seite 26**

Geschichte
Die Stunde der Abrechnung **Seite 28**

Lyrik
Wladimir Wyssozki: Meine ungestümen Pferde **Seite 30**

Bildende Kunst
Steinplastik aus Simbabwe **Seite 32**

Erzählung
Georgi Mischew: „Damenwahl" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Chljup und Krapa – eine Ferienabenteuergeschichte **Seite 40**

Märchen
Das Land des ewigen Lebens **Seite 41**

Leserforum **Seite 44**

Wissenschaft
Kinderreiche Kühe **Seite 46**

Stadt-Ansichten
Tula ist mehr als ein Zentrum der Waffenschmiede **Seite 50**

Sport
Christa im Winter, Christa im Sommer: Eis- und Radsprint auch in diesem Jahr **Seite 52**

Titelfoto:
Volkmar Billeb entdeckte Winterfreuden mit einem aufblasbaren sowjetischen Kinderschlitten

Redaktionsschluß für dieses Heft: **23. 1. 1989**

Familien-Interview nach einem langen Jahr:

„Endlich fliegen wir gemeinsam fort"

Ein ganzes Jahr lebten Kommandant Wladimir Titow und Bordingenieur Mussa Manarow in der Orbitalstation Mir. Mit 366 Flugtagen stellten sie einen kosmischen Weltrekord auf, der von Fachleuten als Generalprobe für eine bemannte Mars-Expedition gewertet wird. Für ihre Leistungen wurden beide mit dem Titel und dem goldenen Stern „Held der Sowjetunion" ausgezeichnet (Foto unten: Die Titow-Crew auf dem Weg in den Jekaterinensaal des Kreml). FREIE WELT sprach nach der Auszeichnung der Mir-Langzeitkosmonauten im Kreml mit dem Kommandanten des erfolgreichen Orbitalteams und dessen Familie – Ehefrau Alexandra, Tochter Nina und Sohn Jura.

Wußten Sie vor dem Start im Dezember 1987, daß Ihr Mann ein ganzes Jahr im Weltall verbringen sollte, und hatten Sie keine Befürchtungen, daß ihm der lange Aufenthalt schadet?

Alexandra Titowa: Die Familie wurde von Anfang an in die Planung des Langzeitfluges einbezogen. Und wir wußten auch die Zeitdauer, kannten die Hauptaufgaben des Programms. Das ist jetzt so bei uns. Als Ehefrau eines Piloten und Kosmonauten war mir natürlich klar, daß es nicht leicht werden würde. Wenn Sie meinen, daß ich Angst gehabt hätte, diese lange

Schwerelosigkeit könnte sich auf meinen Mann negativ auswirken und Folgen haben, dann schauen Sie ihn sich doch jetzt an, drei Wochen nach der Landung. Ich glaube, so schnell hat sich noch keine Besatzung nach einem Langzeitflug erholt. Vorher haben allerdings auch Ärzte mit uns gesprochen und die medizinischen Vorsorgemaßnahmen erklärt.

Haben Sie mit Ihrem Mann öfters telefoniert, an ihn auch einmal Post geschickt?

Alexandra Titowa: Wir haben oft über das Flugleitzentrum miteinander gesprochen und uns dabei per Fernsehen gesehen. Insgesamt etwa dreißigmal. Es war so festgelegt, daß wir zweimal im Monat ein Familiengespräch führen. Das geschah über einen „intimen Kanal", und wir haben

auch Familienangelegenheiten behandelt. Zu Hause drehten wir richtige kleine Video-Familienfilme, die wir zur Orbitalstation sendeten, oder mit einer Besuchsbesatzung oder einem Progress-Raumschiff mitgaben.

Sind über den „Familienkanal" auch schulische Probleme ihrer Tochter besprochen worden?
Alexandra Titowa: Nina ist so ausgezeichnet in der Schule, daß das nicht nötig war.

Wurde in den Frachtraumschiffen extra Platz für Familienpost reserviert?
Alexandra Titowa: Ja, immer. Wir konnten auch Päckchen mitgeben, mit Dingen, die mein Mann gern hat. Die Kinder haben persönliche Sachen mitgeschickt.

Und was hat dein Vater von dir bekommen, Nina?
Nina Titowa: Ein kleines Glücksschwein. Ein rosarotes aus Gummi, das aus der DDR stammt. Es tanzte lustig in der Station herum.

Jura, und du?
Juri Titow: Er hat ein Bild von mir mitgenommen. Aber jetzt habe ich Papa wieder hier.

Nun beginnt der wohlverdiente Urlaub im Gebirge, natürlich mit „ärztlichen Auflagen". Fliegen Sie mit?
Alexandra Titowa: Natürlich, die ganze Familie, alle. Endlich fliegen wir gemeinsam fort.

Wladimir, Ihr Sohn sagte uns, Sie hätten ein Bild von ihm mit an Bord des Mir-Komplexes gehabt?
Wladimir Titow: Ja, es waren sogar mehrere meiner Lieblingsfotos von der Familie. Jura meint aber das Bild, wo ich ihn auf dem Arm habe. Das habe ich an der Bordwand festgemacht, damit ich es immer sehen konnte. Mein alter Freund und Veteran unter den Raumfahrt-Fotografen Sascha Moklezow nahm es während des letzten Sommerurlaubs vor unserem Flug auf.

Wir sprachen in Baikonur mit Alexej Schumilin, und FREIE WELT veröffentlicht jetzt einen Beitrag über ihn und Ihren Flug.
Wladimir Titow: Das machen Sie richtig, Alexej Schumilin nicht zu vergessen. Ich will Ihnen etwas sagen: Alexej Schumilin ist in der Raumfahrt mein Taufvater. Er hat mich in den Himmel gebracht.

Wer Alexej Schumilin ist und wie er Wladimir Titow in den Orbit brachte, erfahren Sie auf den nächsten Seiten. Lesen Sie den Beitrag „So weit die Träume tragen".

K-H. Eyermann (Text)
V. Billeb (Fotos)
A. Moklezow (Zusatzfoto)

Im Sternenstädtchen: Familie Titow beim Spaziergang.

Vater und Sohn im Orbit: Dieses Bild war ein Jahr an Bord der Orbitalstation Mir.

21. Dezember 1988: Unser Autor, 2. Reihe Bildmitte, gehört zum „Empfangskomitee" der Weltrekordler.

FREIE WELT EXKLUSIV

Hier stieß Sputnik das Tor zum Weltall auf. Hier begann Gagarins Flug um den blauen Planeten, und hier ist der Anfang des Weges für jeden Kosmonauten. Hier entschied sich auch das Schicksal von Wladimir Titow, dem Namensvetter des zweiten sowjetischen Raumfahrers. Hier auf dieser Raketenplattform in der kasachischen Steppe stand Wladimir Titow viermal bereit zum Start für einen Langzeitflug. Hier in Baikonur startete Generalmajor Alexej Schumilin Hunderte Raketen, darunter fünfzig bemannte Sojus-Raumschiffe. Einer der schönsten Augenblicke für ihn: der gelungene Start von Titow. Denn er befehligte auch den

Kosmodrom, als vor fünf Jahren einer der Startversuche mit einer Raketenkatastrophe endete und die Träume Titows hätten zerstört werden können. Der Kosmonaut zu FREIE WELT: „Ich war nie verzweifelt. Ich habe mich beharrlich vorbereitet und dabei in Geduld geübt. Ich glaubte einfach daran, daß trotz aller Hindernisse meine Träume auf jeden Fall in Erfüllung gehen."

Unser Moskauer Luft- und Raumfahrt-Korrespondent Karl-Heinz Eyermann und unser Fotokorrespondent Volkmar Billeb berichten darüber, wie das Schicksal diese beiden Männer der sowjetischen Raumfahrt miteinander verband.

So weit die Träume tragen

Alexander Moklezow (APN) und Albert Puschkarjow (TASS) stellten uns mehrere Fotos zur Verfügung. Über TASS erhielten wir Bilder, die von den Mir-Kosmonauten im All aufgenommen wurden.

Die Leistungen der kosmischen Einjährigen

5768 Erdumkreisungen führten Titow und Manarow durch.

Rund eine Viertelmilliarde Kilometer beträgt die Rekorddistanz, die sie bewältigten.

366 Tage in der Schwerelosigkeit – ein Schaltjahr lang – hielten sich Titow und Manarow im All auf.

8762 Stunden Rekordflugdauer – exakt 8762 h 39 min und 52 s kommen auf das „außerirdische Konto" von Titow und Manarow. Zusammen waren sie 17 525,3 h im All (diese Zeit entspricht mehr als ein Drittel der Gesamtflugdauer aller amerikanischen Astronauten).

Rund 12 Tonnen Fracht löschten Titow und Manarow von insgesamt fünf Progreß-Transportern.

Mit zwölf Kosmonauten aus vier Besatzungen arbeiteten Titow und Manarow im Weltall zusammen.

Vierzig Tage gemeinsame Forschungen führten Titow und Manarow mit internationalen Mannschaften durch.

Fünf großangelegte Interkosmos-Programme standen auf dem Arbeitsplan der dritten Stammbesatzung von Mir.

Drei Umkopplungen von Sojus-TM nahmen Titow und Manarow vor, indem sie Sojus-TM-4, Sojus-TM-5 und Sojus-TM-6 vom Heck des Orbitalkomplexes ablegten und nach drei Viertelstundenflügen am Bug von Mir wieder andockten.

13 Stunden und 47 Minuten hielten sich Titow und Manarow bei drei Ausstiegen zu Montage- und Reparaturarbeiten im freien Weltraum auf.

Insgesamt zehn Raumschiffe waren am Rekordflug von Titow und Manarow beteiligt; fünf Mannschaftstransporter (Sojus-TM-3 bis Sojus-TM-7) und fünf Frachter (Progreß-34 bis Progreß-38).

Über 12 000 Aufnahmen von der Erde gehören zu den Arbeitsergebnissen der neuen Weltrekordler.

Mehrere hundert Ausrüstungsblöcke montierten Titow und Manarow, um die Betriebsdauer und die Forschungskapazität des Orbitalkomplexes zu erhöhen.

Alltag in der Station Mir: Mit 12 Kosmonauten arbeitete die Titow-Crew während ihres Rekordfluges zusammen.

Endstation Tjuratam – Steppenbahnhof

Vier Tage und vier Nächte im Zug unterwegs in die Zukunft. Vom Norden nach dem Süden, über zweitausend Kilometer. Von Leningrad nach Tjuratam, wie der kleine Bahnhof in der kasachischen Steppe heißt. Auf der Fahrkarte steht Tjuratam, aber die Endstation für diesen Zug wird ganz anders genannt. Zur kartographischen Verwirrung und nach den Ritualen der Geheimhaltung hat man das Tor zum Weltall, das gleich hinter den Gleisen auf dem ausgetrockneten brüchig-rissigen Lehmboden beginnt, einfach in Baikonur umgetauft. In eine Ortsbezeichnung, die in Wirklichkeit ein Dörfchen trägt, das – von Tjuratam aus rund zweihundert Kilometer entfernt – in Richtung Usbekistan liegt. Das einzige, was hier, nahe des wassermüden Flusses Syr-Darja, an dem Decknamen stimmt, ist dessen Übersetzung aus dem Kasachischen: braune Erde. Nach Tjuratam-Baikonur geht für den frisch diplomierten Hochschul-Absolventen Alexej Alexandrowitsch Schumilin von der Newa der Zug ab ins Berufsleben. Auf einer Fahrt zwischen Winter und Frühling 1959. Erprobungsingenieur auf dem Kosmodrom, so lautet die Order. Die Vorstellungen, die der junge Mann hat, der in einem Coupé voller Studienkollegen fährt, werden bei der Ankunft korrigiert. Baikonur gleicht einem Feldlager, einem Bauplatz in einer unerschlossenen Region. Alle Welt redet von Sputnik und Lunik, aber was das alles bedeutet, ist für den jungen Ingenieur, der in einem Waisenhaus groß wurde, noch ein Buch mit sieben Siegeln. Fünf künstliche Erdsatelliten gibt es, drei sowjetische und zwei amerikanische, als er die Fahrkarte nach dem Süden löst. Sein Entschluß, auf dem Kosmodrom zu arbeiten, wird durch die Lunik-Sensation im Januar 1959 bestärkt. Luna-1 in Richtung Mond abgefeuert, trifft die Zielscheibe Erdtrabant nicht, schießt an ihr vorbei und wird ungewollt zum ersten, von Menschenhand geschaffenen künstlichen Planeten, als er nicht dank Steuerungskünste, sondern Kraft der Himmelsmechanik eine Bahn um die Sonne einschlägt. Ein Ereignis, das den „Fehlschuß" überstrahlt und zurecht in die Annalen der Raumfahrt eingeht.

Am 15. März 1959 nimmt Schumilin seine Tätigkeit als Erprobungsingenieur auf. Im Herbst des Erstjahres erlebt er in der Steppe zwei Feuerwerke, die gefeiert werden. Am 12. September startet Luna-2 und schlägt zwei Tage später auf dem Mond auf. Erstmalig wird die Zielscheibe aller Raketenbauer im All getroffen. Am 4. Oktober, genau zwei Jahre nach Sputnik-1, schickt eine Trägerrakete Luna-3 auf einen schwierigen kosmischen Kurs. Der natürliche Erdtrabant wird umflogen, seine Rückseite fotografiert und Bilder zur Erde gefunkt. So können wir erstmals hinter den Mond gucken.

In Baikonur erlebt Schumilin neben der Härte des Winters mit seinen Eiswinden und der sommerlichen Glut mit Sandstürmen auch die Bitternis des Mißerfolges und die Grausamkeit von Katastrophen. Schon in der Zeit als junger Testingenieur, als hier die ganze Raumfahrt ihre ersten Lehrjahre durchmacht, sieht er, wie Raketen auf dem Starttisch mit elementarer Gewalt auseinandergerissen werden. Er ist dabei, als nach dem Startkommando Raketen wie angenagelt stehen bleiben oder in der Aufstiegsphase steuerlos heruntertorkeln oder zerplatzen. Er erlebt manch tragische Unglücke, die Startanlagen verwüsten und Opfer fordern. So die Katastrophe am 24. Oktober 1960, Schumilin ist gerade anderthalb Jahre dabei. Nikolai Kotow, einer seiner engsten Freunde schon aus der Studentenzeit, verliert er drei Jahre später. „Er kam tragisch um, bis zuletzt seine Pflicht erfüllend", sagt er mir.

Als die erste Orbitalstation Salut die Erde umkreist und Sojus zum Standardraumschiff wird, übernimmt Schumilin einen der verantwortungsvollsten Posten in Baikonur. Als Chef des Erprobungsdienstes, der die Montage, Kontrolle und Starts der Sojus-Raketen aller Modifikationen, der Raumschiffe und vieler Erdsatelliten durchführt, zieht er in den schon legendären Bunker, achtzig Meter linksseitig von der Startplattform, in die unterirdische Kommandozentrale.

Schumilin, relativ klein von Wuchs, konnte nicht richtig durch die Optik des Periskopes schauen, das auf die Rampe gerichtet ist. Es war für einen größeren Vorgänger im Bunker, in dem das Startkommando gegeben wird, installiert. So läßt er sich eine zehn Zentimeter hohe Stehhilfe eigens für seine Augenhöhe zimmern, ein halbmondförmiges Podest, auf dem er nun wie ein Kapitän auf der Brücke steht.

Er schaut durch das Periskop, durch das bereits der Start des ersten Sputniks, der Aufstieg von Gagarins Raumschiff beobachtet wurden. Seine enge, mit Geräten und Telefonen vollgestopfte Arbeitsstätte ist ein historischer Raum. Hier saß einst Genosse S. P., wie Sergej Pawlowitsch Koroljow von seiner Umgebung genannt wurde.

„Gebe das Kommando Start!"

„Wollt ihr durchschauen, auf die Rakete, die eine neue Mannschaft zu Mir bringt, um Titow und Manarow abzulösen", fragte Schumilin uns, die FREIE WELT-Reporter, die wieder einen Start vor Ort miterleben wollen. Die Linsen des Periskops holen die Sojus-Rakete zum Anfassen nah heran. Noch dampft es nicht aus ihr heraus in kleinen Wölkchen wie aus einer unter Feuer stehenden, aber nicht fahrenden Lokomotive. Noch ist viel Zeit bis zum morgigen Abend, an dem wir oben von der Bunkerseite aus Nahdistanz und auf eigene Gefahr hin das Zünden und Abheben der Rakete fotografieren wollen, wenn unter uns am Periskop das Kommando zum Start erteilt wird. Ruhig steht der weiße Fünfzig-Meter-Turm in seinem Gerüst, angestrahlt von den Scheinwerfern.

„Ist der nächtliche Anblick der Rakete durch das Periskop immer so romantisch?", frage ich Schumilin. „Nicht immer. Man entwickelt mit der Zeit ein Gespür, was in dieser Maschine vorgeht", erwidert er. „Kann man vor der Automatik erkennen, daß irgend etwas nicht in Ordnung ist?", will ich wissen. „Das ist durchaus möglich, wenn man genügend Erfahrung hat und lange genug dabei ist", sagt er, ohne sich weiter auszulassen. Einen Fall aus seiner Praxis kennen wir, von dem noch die Rede sein wird.

Wievielmal hat Schumilin als Startdirektor das Kommando zum Aufstieg von Raketen erteilt? Den Ausdruck Startdirektor kennt er nicht. Seine Funktion im Bunker nennt er nach Baikonur-Jargon unprosaisch „Streljajuschtschij", der Schießende. Und die genaue Zahl, wie viele Male er den Startbefehl gab, hat er nicht im Kopf.

Wir können laut Raumflug-Statistik und einer Rampenbemalung auf dem Startkomplex genau nachrechnen, wie oft Schumilin der „Streljajuschtschij" gewesen ist. Fünfzig bemannte Sojus-Raumschiffe mit einhundertelf Kosmo-

Der Mann in der Kommandozentrale: Generalmajor Alexej Schumilin startete Titows Raumschiff ins All.

So weit die Träume tragen

Kosmische Wissenschafts-kooperation

Ein Jahr ist lang, im Weltall besonders. Nur knappe Meldungen, wenig Reportagen über die beiden, die für die Wissenschaft probehalber den Weg zum Mars gehen.

Es scheint, sie fliegen an uns vorbei, obwohl sie im Rahmen des breitgefächerten Interkosmos-Programms viele Aufgaben übernommen haben, an denen Wissenschaftler und Techniker von mehr als einem Dutzend europäischer Staaten mitarbeiten. Im April 1988 sind die beiden Kosmonauten mit ihrer Station in das komplexe Experiment „Karibe-Interkosmos '88" einbezogen. Mit Hilfe von Flugzeugen, einer Flottille von Forschungsschiffen, der Satelliten Kosmos-1766 und Kosmos-1869 sowie vielen Bodenstationen werden die natürlichen Reichtümer Kubas, die unterirdischen Wasservorräte, die Versalzung der Plantagen, die Fischfanggründe in Küstennähe intensiv erkundet. Am 11. August 1988 beginnt der Forschungszyklus „Tienschan-Interkosmos '88". In Tadshikistan und Kirgisien untersucht man geologische Strukturen, auch erdbebengefährdete Zonen.

Auch Wissenschaftler aus der DDR beteiligen sich an diesen Programmen. Und in Mir bedienen Titow und Manarow auch Geräte, die aus unserem Land stammen. Sie setzen Sigmund Jähns Lieblingsexperiment „Biosphäre" mit DDR-Handkameras fort. Sie verwenden ein im Institut für Kosmosforschung in Berlin-Adlershof entwickeltes und gebautes Mehrkanal-Spektrometer MKS, das schon in Salut-7 gute Dienste geleistet hat. Schließlich wurde das Arbeitspferd der kosmischen Erderkundung – die Jenaer sechsäugige Stationskamera – schon vorzeitig an Bord genommen, weil Mir nicht länger multispektral-abstinent bleiben sollte. In diesem Frühjahr sollen mit einem Spezialmodul neue Geräte aus unserem Land in den Orbit kommen.

Was in Mir an Gemeinsamkeit mitfliegt, wird im Herbst 1988 durch einen Erde-Orbit-Dialog besonders deutlich. Während des dreitägigen Arbeitsbesuchs Erich Honeckers bei Michail Gorbatschow spricht der Generalsekretär des ZK der SED und Vorsitzende des Staatsrates der DDR per Kosmovision aus dem Kaliningrader Flugzentrum ZUP „Sarja" mit der Crew um Kommandant Wladimir Titow. Erich Honecker: „... Und wie funktionieren, wenn ich fragen darf, die Geräte aus der DDR? ..." Titow: „... es gibt keinerlei Probleme bei der Anwendung ..."

Das erste „irdische" Mahl: Wladimir Titow und Mussa Manarow auf dem Heimflug vom Landeort nach Moskau.

nauten und vierzig Orbitalfrachter gelangten auf sein Kommando bisher auf Umlaufbahnen. Morgen sind Raumschiff Nr. 51 und die Kosmonauten Nr. 112, Nr. 113 und Nr. 114 an der Reihe.

Vorher hat uns Schumilin die erwähnte Rampenbemalung erklärt. Die grüngestrichenen Arme der Gerüste, die bis zum Lösen die Raketen fest in Vertikallage halten, sind übersät von kleinen weißen und großen roten Sternen mit der Zahl 10. Klein weiß – ein Start. Rot groß – zehn Starts. Er ist mit uns ein Stück die Treppe hinaufgegangen, die zum Lift führt, der die Kosmonauten hinauf zur letzten Raketenstufe, zu ihrem Raumschiff bringt. „Immer, wenn ich auf dieser Treppe stehe, habe ich ein eigenartiges Gefühl", sagt er und meint nicht nur die Sterne an den grünen Stahlarmen. Von dieser Treppe an trägt er Verantwortung für die, die im Skaphander hierherkommen. Sie beginnt zweieinhalb Stunden vor der festgelegten Startzeit und gilt bis neun Minuten nach dem Abheben, also vom Weg zum Lift bis kurz vor dem Einschwenken in den Orbit.

Am nächsten Abend sind wir zur Stelle, um den Start von Sojus-TM-7 zu erleben und aufzunehmen.

Über das Bunkerdach hinweg richten sich die Objektive aus dem Dunkel auf die von vielen Scheinwerfern angestrahlte Rakete, aus der weiße Wölkchen kringeln, flüssiger Sauerstoff, der verdampft. Still ist es geworden, ein paar Krähen flattern verwirrt in den Lichtkegeln herum.

Unten im Bunker zeigen die Chronometer digital an: 18.49.34. Das ist der Augenblick für Schumilin: „Gebe das Kommando Start." Sojus-TM-7 wird auf die Reise zu Mir geschickt. Kommandant Alexander Wolkow mit der sowjetisch-französischen Crew. Wolkow soll Titows Platz im Orbitalkomplex einnehmen. Ein Zischen, das in einen Gewitterdonner übergeht, und Flammen, die sich in einen Feuerball verwandeln, aus dem sich die Rakete ganz allmählich nach oben drückt. Es scheint, als würde sie für Sekunden über dem Flammenmeer stehenbleiben, ehe sie, immer schneller werdend, hochsteigt und mit ihrem Feuer ringsherum alles zum Tag erhellt. Mit einem dumpfen Grollen zieht sie davon und schüttelt die Scheinwerferstrahlen ab. Hoch am Himmel, gut mit bloßem Auge zu erkennen, werden die Seitenbooster abgesprengt.

Schumilins Startmannschaft hat Feierabend. Es geht zu wie auf dem Werkhof eines Großbetriebs. Jeder sucht sein Auto, seinen Bus. Bis Leninsk, der inzwischen auf sechzigtausend Einwohnern angewachsenen Stadt der Kosmodromler, sind es über vierzig Kilometer. Kein Jubel, wie in Schumilins Lehrjahren. Im Bus spricht man über die Alltagsdinge. Es ist schon eine merkwürdige Feststellung, die man zehn Minuten nach dem Start trifft. Alle wollen rasch nach Hause. Lediglich die paar Männer von der Nachtschicht bleiben – und Schumilin, der noch sein Protokoll schreiben muß.

Eingeklemmte Antenne verhindert die Kopplung

„Habt ihr über den kasachischen Friedhof hinweg zur Rakete fotografiert", fragt TASS-Fotograf Alik Puschkarjow. Und er meint damit die weißen Betonstacheln auf dem Bunkerdach, die aussehen wie Grabsteine. Eine Art spanische Reiter, die vor herabstürzenden Raketen schützen sollen. Der TASS-Fotograf hat den kasachischen Friedhof nicht ganz frei erfunden, sondern dem Roman „Der Tag zieht den Jahrhundertweg" entlehnt, so daß viele schon glaubten, Tschingis Aitmatow hätte auf Schumilins Bunker die Geschichte tatsächlich angesiedelt. Der Schriftsteller betont ausdrücklich im Vorwort: „Die Kosmodrome von Sary-Ösek und Nevada gibt es in Wirklichkeit nicht. Die ganze ‚kosmologische' Geschichte habe ich mir einzig und allein ausgedacht, um eine von potentiellen Gefahren für die Menschen auf Erden erfüllte Situation paradox und hyperbolisch zuzuspitzen." Auf dem Kosmodrom Baikonur heißen dessen ungeachtet bei vielen die Betonpfeiler kasachischer Friedhof. Auch wir fallen auf Puschkarjows schwarzen Humor herein, bis wir erfahren, warum auf dem Bunkerdach die weißen Steine wirklich stehen.

An was erinnert sich Schumilin gern? „Wenn ich nachdenke, es sind schwere Jahre hier in Baikonur, außergewöhnlich schwere. Aber auch außergewöhnlich glückliche. Es gab Rückschläge und schöne Augenblicke in meinem Leben auf dem Kosmodrom", antwortet der Mann, der als Generalmajor für seinen Anteil am bemannten Raumfahrt-Programm die höchste zivile Auszeichnung erhalten hat: Held der Sozialistischen Arbeit. Was gehört zu diesen glücklichen Augenblicken im Leben des Alexej Schumilin? Der 21. Dezember 1987 gehört dazu. Okean-odin (Ozean-Eins), Wladimir Titow, fliegt endlich zu Mir.

Dieser Moment hat eine lange Vorgeschichte und wird eine lange Nachgeschichte erhalten ...

Alexej Schumilin kennt Wladimir Titow schon seit einigen Jahren. Als Double-Kommandant ist er ihm begegnet. Ihm gefällt die Ruhe und Ausgeglichenheit des Kosmonauten mit dem berühmten Namen, der auch in aufregenden Situationen nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen ist.

Und wie erleichtert war er, als er nachmittags am 20. April 1983 mit einem Bilderbuch-Start endlich Titow auf die langersehnte Reise ins All schicken konnte. Aber am nächsten Tag war die Freude schon vorbei. Das Flugleitzentrum befahl dem Kommandanten von Sojus-T-8 auf Rückkehrkurs zu gehen, weil ein simpler Defekt, weil eine Feder, die nicht aufsprang und eine Antenne nicht spreizte, ein ganzes Kopplungssystem lähmte. Schon kommt ein Wort auf: Das Weltall empfängt keinen zweiten Titow.

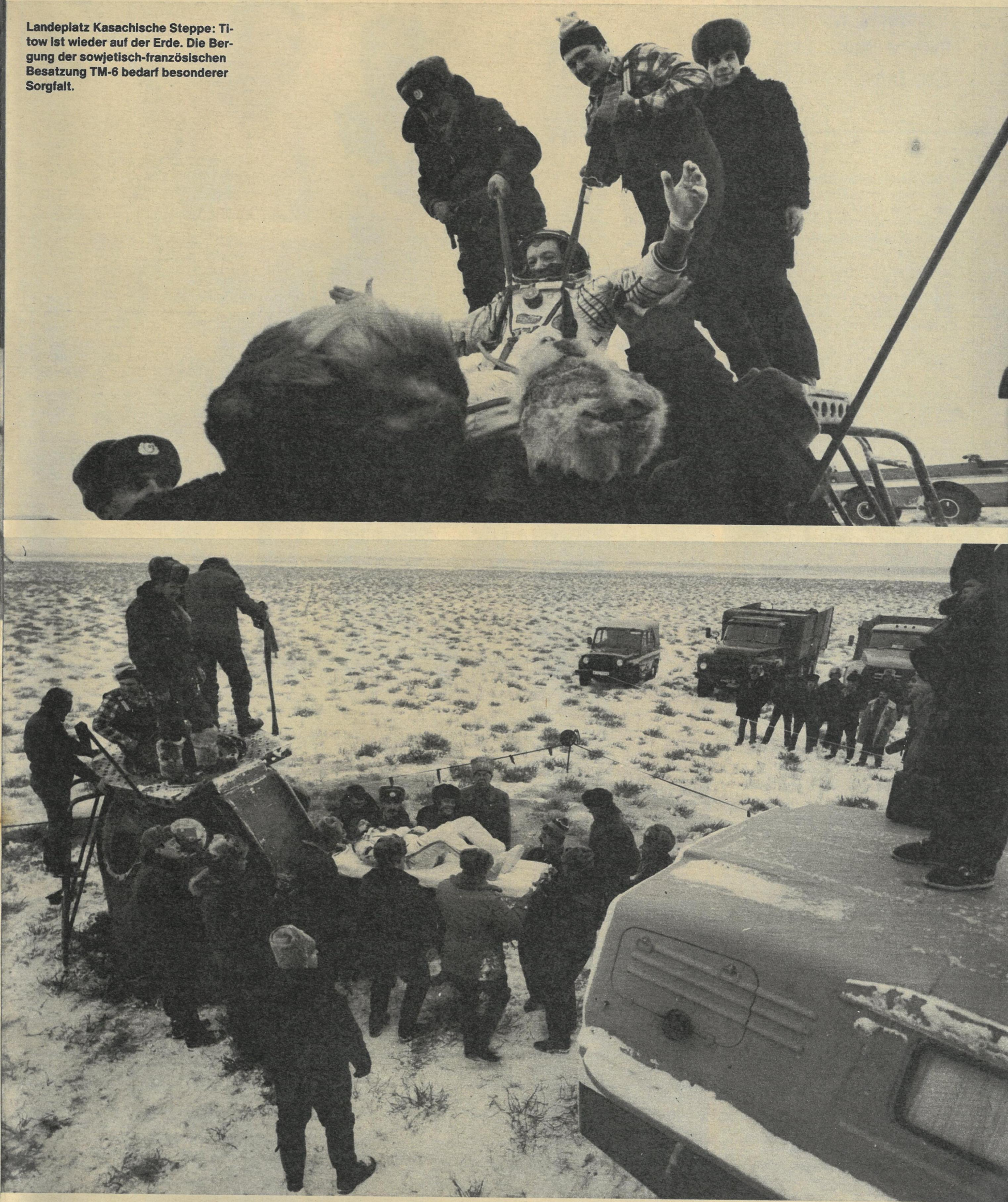
Aber nach vier Monaten, Anfang September, trifft er diesen Titow erneut in Baikonur, der sich in ein neues Raumschiff einleben, einfühlen und sich mit ihm auf den nächsten Start vorbereiten will. Simulator hin, Simulator her, ein Trainingsraumschiff ist lediglich der Gipsabdruck eines richtigen Flugapparats, wie es der langjährige Kosmonauten-Chef Beregowoi einmal plastisch ausdrückte.

Schumilin denkt, so schnell wie Titow ist kein anderer Kosmonaut bisher nach Baikonur für einen nächsten Flug zurückgekehrt. Er ist froh und traurig zugleich, Titow schon wieder in der Montage- und Erprobungshalle zu sehen. Um diese Zeit hätte er ihn lieber nach der Landung von Sojus-T-8 begrüßt, wie es eigentlich im April geplant war. Aber das blöde Ding mit der Antenne ...

Die eingeklemmte Antenne, das dünne, ein paar Meter lange Metallstäbchen, das nicht ganz aus-

So weit die Träume tragen

Landeplatz Kasachische Steppe: Titow ist wieder auf der Erde. Die Bergung der sowjetisch-französischen Besatzung TM-6 bedarf besonderer Sorgfalt.



Vorwärts, wir fliegen zurück ins alte Jahr!

TASS meldet am 31. Dezember 1987: „Die sowjetischen Kosmonauten Wladimir Titow und Mussa Manarow begrüßen das Jahr 1988 auf einer erdnahen Umlaufbahn. Schon heute um 14 Uhr 57 Minuten Moskauer Zeit gelangt der bemannte Komplex Mir das erste Mal in die Neujahrszone. Das geschieht über Neuseeland. Um 0 Uhr 00 Minuten Moskauer Zeit am 1. Januar aber überfliegen die Kosmonauten das Kap der Guten Hoffnung." Also ein Rückflug ins Jahr '87.

Einen Wecker Marke „Elektronika" hat Mussa Manarow in die Station geschmuggelt und schenkt ihn am zwölften oder, wenn die Rechnung aufgeht, auch am elften Flugtag seinem Kommandanten. Eine Geburtstagsüberraschung, denn am 1. Januar 1988 wird Titow 41. Aber wann ist in Mir schon Neujahr, und wann noch oder wieder Silvester? Der Orbitalkomplex ist mit 28 000 km/h schneller als die Erdrotation, fliegt bei jeder Umkreisung durch viele Uhrzeit-Zonen.

Die Ballistiker im Flugleitzentrum rechnen für Silvester und Titows Geburtstag alle Möglichkeiten aus, und sie markieren die geografischen Koordinaten für sechzehn Anlässe. Für das Geburtstagskind ein Hin und Her zwischen 31. 12. und 1. 1. Aus dem Flugleitzentrum fragt man zur Mittagszeit an: „Habt ihr mal ausgerechnet, wie oft ihr ins neue Jahr vor- und ins alte zurückgeht?"

Titow antwortet schlagfertig: „Das ergibt keinen Sinn, weil hier die Quantität nicht in Qualität umschlägt." Bei allen abstrakten Zahlen hat es einen realistischen Hintergrund.

Nach dem Flug fragt man die neuen Weltrekordler, ob sie, wie Romanenko, im Weltall ein Stück gewachsen sind. Auch um drei Zentimeter, weil das Fehlen der Schwerkraft die Wirbelsäule entspannt, und die Schwerelosigkeit den ganzen Körper streckt? Ein Schulterzucken von Titow: Das ist nicht das Maß aller Dinge. Manarow äußert: „Größer nach Zentimetern sind wir vielleicht, aber jünger und schöner sind wir ganz sicher geworden." Mit der Relativitätstheorie Albert Einsteins könnten die Rekord-Kosmonauten tatsächlich die Zeit überlistet haben. Bei ihrer Flugdauer und Fluggeschwindigkeit wäre eine Verjüngung möglich, die schon im Bereich des Sekundenmaßes liegt.

So weit die Träume tragen

Die erste „Radtour" nach einem Jahr: Welche Meßdaten erreichen die Weltrekordler auf der Erde?

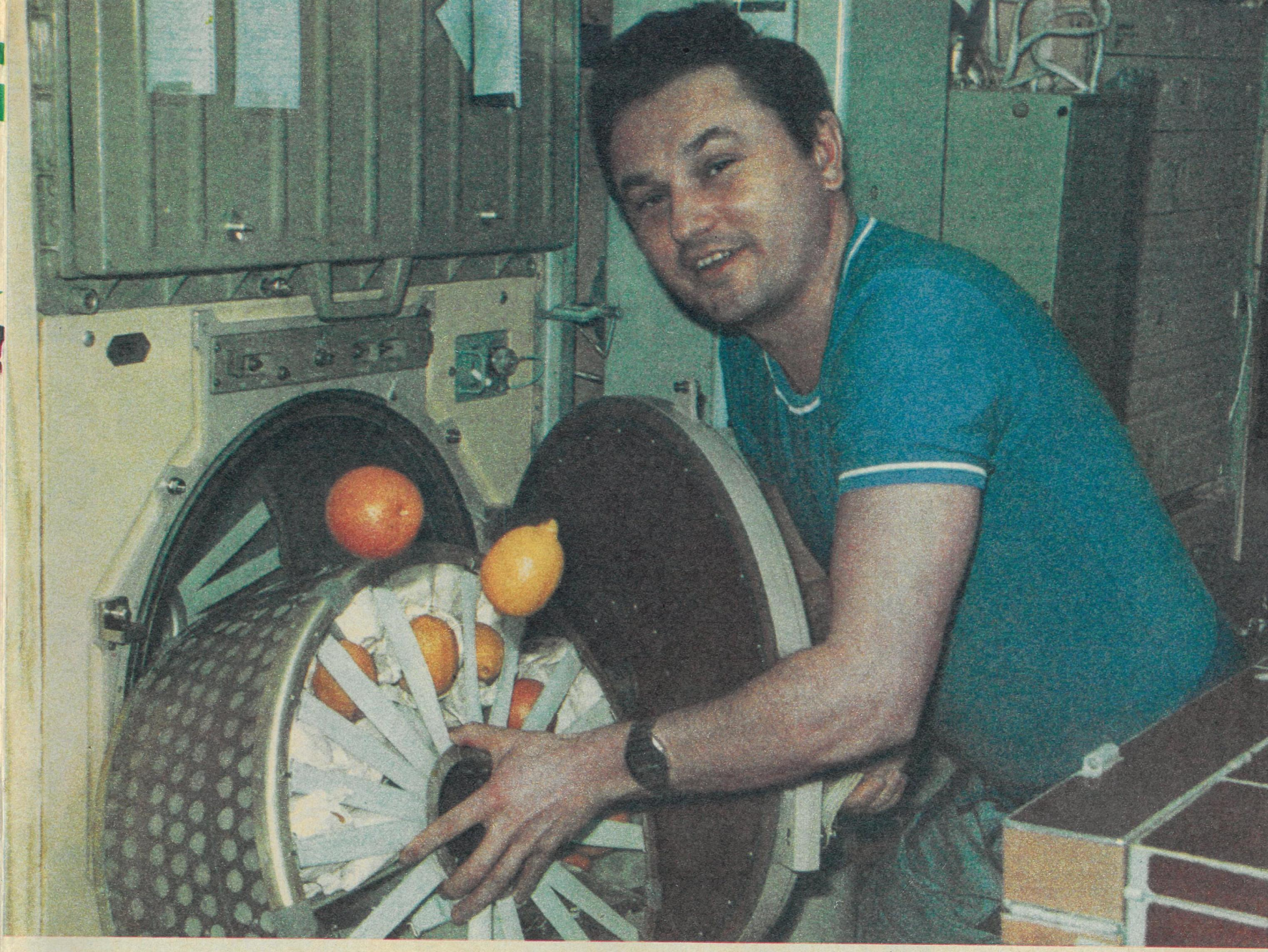
klappte, bereitete ihm Kopfzerbrechen und schlaflose Nächte. Schließlich werden die Raumschiffe in seinem MIK, so die Abkürzung für Montage- und Versuchskomplex, flugbereit gemacht, dem letzten Test unterzogen und auf die Oberstufe der Trägerrakete aufgesetzt. Liegt der Fehler hier? In dieser riesigen Werft, von der aus die Schienen der Transportwagen, die von Lokomotiven der westkasachischen Eisenbahnverwaltung geschoben werden, direkt bis an die Startrampe führen.

Schumilin, der pedantisch genug sein muß, will nun noch mehr prüfen lassen, obwohl man das kaum machen kann. Das Sojus-Raumschiff, das den Index T-10 erhält, mit dem wieder Titow fliegen soll, schaut er sich besonders aufmerksam an. Vor allem den Klappmechanismus der Antennen. Es ist mehr zur eigenen Beruhigung, denn er vertraut einem erstklassigen Kollektiv erfahrener Kosmodrom-Spezialisten.

Fortsetzung auf Seite 43

Proviant aus dem Raumtransporter: Titow füllt den Kühlschrank der Mir-Station auf (oben rechts).

Zwei Stunden nach der Landung: Titow (mit Kappe) zum französischen Spationauten-Double Tognini: „Den nächsten Flug machen wir gemeinsam mit der Raumfähre Buran".



● Zitiert

Die NATO bastelt nun schon zweieinhalb Jahre an einer Antwort auf die Vorschläge des Ostens. Die Umrisse der Antwort zeichnen sich schon ab, doch mir scheinen sie nicht sonderlich überzeugend zu sein. Alles ist darauf gerichtet, nach Möglichkeit ein militärisches Maximum zu behalten, während die andere Seite abrüstet.

Andreas von Bülow, SPD-Bundestagsabgeordneter, BRD

● Kurz berichtet

Computer-Knödel: Die größte Betriebskantine der CSSR wird in Kürze in den Škoda-Werken übergeben. Zur Ausrüstung gehört eine Spezialmaschine zur Knödelherstellung, die pro Minute 12 Stangen Knödel auswirft und in Scheiben schneidet. Gesteuert wird der gesamte Küchenkomplex von einem Robotron-Rechner, der von der DDR geliefert wurde.

Ozonloch-Observation: Ein gemeinsames Weltraumexperiment zur Untersuchung der Ozonschicht der Erde werden sowjetische und amerikanische Wissenschaftler im Jahre 1990 durchführen. In den USA entwickelte Spektrometer wird man dazu an Bord der sowjetischen automatischen Station „Meteor 3" installieren, mit der die Beobachtung von einer erdnahen Bahn aus erfolgt.

Blumentopf-Bananen: Lehrer und Studenten vom Lehrstuhl für Landmaschinenbau an der Technischen Hochschule im bulgarischen Russe pflanzten vor fünf Jahren eine Bananenstaude in einen Blumentopf. Kürzlich war die erste Ernte mit 40 Bananen ein voller Erfolg.

Wellen-Weste: Zum Schutz vor elektromagnetischen Wellen hat eine jugoslawische Textilfabrik in Semun bei Belgrad die Produktion eines Spezialhemdes aus leitfähigem Stoff begonnen. Es bewahrt Träger von Herzschrittmachern vor Störungen des lebenswichtigen Impulsgebers etwa durch starke Fernseh- und Rundfunksender oder andere Funkmeßgeräte.

Helio-Heizung: Turkmenische Wissenschaftler entwickelten eine neue Technologie zur Gewinnung von Siliziumhalbleitern aus lokalen Quarzsandvorkommen. Mit den Halbleiterwerkstoffen können leistungsstarke Sonnenbatterien auch zur Erzeugung von Wärmeenergie produziert werden, wofür in Aschchabad eine neue Fabrik errichtet wird.

Abschied von Angolas Kindern:

Kubas Kämpfer kehren heim

Abschied und strahlende Gesichter – unter Freunden gehört das selten zusammen. Hier aber ist die Freude begreiflich. Die ersten kubanischen Soldaten können heimkehren aus Angola, denn die Südafrikaner, die immer wieder über das Land herfielen, sind abgezogen und haben sich vertraglich verpflichtet, die Volksrepublik nicht mehr anzugreifen. Es gibt für das angolanische Volk Hoffnung auf Frieden. Eine Hoffnung, die ihm die Internationalisten aus der Karibik zu erkämpfen halfen. Mit ihrem Mut und ihren Waffen. Wir wissen, welch hohen Preis die Kubaner dafür zahlten: Viele verloren in Afrika das Wertvollste, was der Mensch besitzt – das Leben. Und es ist keineswegs sicher, daß bis zum vollständigen Abzug aller 50 000 kubanischen Kämpfer im Jahre 1991 nicht noch andere dieses Schicksal teilen müssen. Genausowenig wie die Kinder, die sie jetzt auf ihren Schultern tragen, schon aller Gefahr entronnen sind.

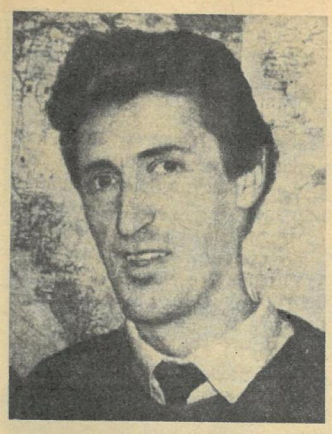
Die Südafrikaner haben das Land verlassen. Das ist richtig. Und wenn Namibia, wie im Dezember zwischen Angola, Kuba und Südafrika per Abkommen besiegelt, seine Unabhängigkeit erhält, kann der Rassistenstaat nicht mehr einfach von Süden her gegen die Volksrepublik aufmarschieren. Aber: Es gibt da eben auch noch die mörderische südafrikanische Hinterlassenschaft – die UNITA-Banden, die Pretoria in Angola systematisch als seine Erfüllungsgehilfen aufgebaut hat. Um dem Apartheidstaat jeglichen Vorwand zum Vertragsbruch zu nehmen, zeigte Angola zwar soviel Entgegenkommen, daß es sich mit dem ANC einigte, der in der Volksrepublik Flüchtlings- und Ausbildungscamps hat – auch die südafrikanische Befreiungsorganisation zieht ihre Widerstandskämpfer aus Angola ab.

Pretoria dagegen will die UNITA weiter versorgen. So wurde bekannt, daß es einen Teil der Banditen als angeblich zurückkehrende namibische Flüchtlinge im Norden des noch okkupierten Landes ansiedelt. Und der US-Politiker Jesse Jackson, der die Region besuchte, berichtete, daß UNITA-Angehörige von Südafrika mit namibischen Pässen ausgestattet werden. Dementsprechend höhnisch verkündet die Terrororganisation dann auch, sie werde weitermachen wie bisher. Das heißt: weiter morden, weiter Menschen verschleppen, ihre Landsleute mit Minen zu Krüppeln machen, Transporte überfallen, Schulen und Hospitäler niederbrennen. Ihr Sprecher in Lissabon ging sogar damit hausieren, daß seine Trupps ihre Angriffe auf Erdölförderungsanlagen im Norden und die Diamantenfelder im Nordosten Angolas verstärkt haben.

So liegen derzeit in dem südwestafrikanischen Land Hoffnung und Gefahr dicht beieinander, und unter die Freude mischt sich bei vielen Angolanern und Kubanern die Sorge um die Kraft des geschlossenen Friedens und um die Zukunft der Kinder, die hier ihre Freunde verabschieden.

Karin Retzlaff

Foto: ZB/AP



Eisspaziergang nach Ostern

Auskünfte für FREIE WELT gab Michael Malachow, unter Dmitri Schparo Mitglied mehrerer Arktisexpeditionen und nun einer internationalen Crew, die auf anderem Wege den Nordpol erneut erreichen will.

An welchen Wegeplan ist diesmal gedacht?

Die Reise über rund 1000 Kilometer in etwa 60 Tagen trägt den Namen „Eisspaziergang“ (Icewalk) und wird von je einem Teilnehmer aus der UdSSR, den USA, Großbritannien, Australien und Japan bestritten. Der in Australien lebende Engländer Robert Swan ist dabei. Wenn wir es schaffen, wird er der erste Mensch sein, der sowohl auf dem Süd- wie auf dem Nordpol gewesen ist. Wir nehmen den 80. Jahrestag der „Erstbezwingung“ des Nordpols durch Robert Pirie (6. April 1909) zum Anlaß, vom Kap Columbia aus auf direktem Wege zum Pol zu gelangen.

Was heißt „auf direktem Wege“?

Vom Kap Columbia im hohen Norden Kanadas sind es 774 Kilometer zum Pol, den wir entlang des Meridians erreichen wollen. Da dies wahrscheinlich auf absolut geradem Wege nicht ganz klappen wird, müssen wir mit etwa 1000 Kilometern rechnen. Im Frühjahr soll es losgehen.

Wird diese Expedition die einzige sein, die in diesem Jahr dem Nordpol guten Tag sagen will?

Rupert Summerson – er hat mich kürzlich in Moskau besucht – erzählte mir von weiteren fünf Expeditionen. Zum Beispiel versucht es die japanische Schauspielerin Miko zum zweiten Mal, mit einem von kanadischen Eskimos begleiteten Schneefahrzeug den Pol zu erreichen. Die Amerikanerin Flowren hat ihre Absicht nicht aufgegeben, den Nordpol im Alleingang anzugehen. Bei ihrer ersten Unternehmung wäre sie beinahe einem Eisbären zum Opfer gefallen. Zum Glück zerfetzte dieser nur ihr Zelt und ihre unverzichtbare Brille, denn Miss Flowren ist sehr kurzsichtig. Bekannt wurde auch, daß ein gewisser Dupre zum Nordpol fliegen und dann per Hundeschlitten zum amerikanischen Kontinent zurückkehren will.

Wer ist Mister Summerson, und warum war er bei Ihnen in Moskau?

Er ist der Mann aus Großbritannien und gehört zu den Organisatoren des „Eisspaziergangs“. Es war nach allerhand Briefwechseln unsere erste persönliche Begegnung. Dabei machte er mir das Kompliment, ich sei genau derjenige, den die Expedition brauche – er hatte sich vorher den Film über unsere sowjetisch-kanadische Transarktisexpedition angesehen. Ich halte Treffs vor einem derartigen Unternehmen für sehr gut, denn ohne Vertrauen gegenüber demjenigen, der mit einem geht, sinkt die Erfolgschance einer Expedition wie dieser. Wir haben dieses Gefühl füreinander getestet. Bei Skiausflügen in Rjasan und in einer echten russischen Sauna gewann ich die Überzeugung, daß Summerson über jene wertvollen Eigenschaften verfügt, die in der Arktis unabdingbar sind: Geduld und Ausdauer. Seine Arktis-Leidenschaft begründete Summerson übrigens damit, er sei während eines Schneesturms geboren, und an seinem Hochzeitstag habe ein schwerer Schneesturm getobt…

Was ist das sogenannte Bildungsprogramm, von dem im Zusammenhang mit der Expedition zu hören war?

Jedes Mitglied wird vor und nach der Expedition in seinem Land Vorträge halten, die überwiegend für Kinder bestimmt sind. 200 Millionen Jungen und Mädchen aller Kontinente können auf diese Weise an der Expedition teilhaben. Viele Länder, so auch China, Norwegen, Holland und Hongkong, werden überdies Kinder in unser Basislager Jurica-Siedlung entsenden. Sie sollen sich zwei Wochen lang mittelbar an unserer Expedition beteiligen, sich mit ökologischen Problemen befassen, Fahrten mit Hundegespannen unternehmen und sich Schneehütten bauen, wie es die Eskimos tun. Durch ihre Beteiligung an einigen wissenschaftlichen Experimenten werden sie lernen, was es heißt, unsere lebenswichtige Umwelt zu erhalten.

Interview: Jelena Kaschina

Die drei Tage von Draveil

Bern lag Ende Januar vor fünfzig Jahren nicht in der Schweiz, sondern südlich von Paris, in Draveil bei Juvisy (Foto: das Ortsschild 1939). Deutsche Kommunisten hatten, um die faschistischen Spitzel in die Irre zu führen, ihre Zusammenkunft als „Berner Konferenz“ deklariert. Dabei waren ihnen französische Genossen behilflich, die sowohl das abseits gelegene Gebäude zur Verfügung stellten als auch die illegale Beratung absicherten. Auf verschiedenen Wegen und mit Decknamen waren 22 Funktionäre nach Draveil gekommen, unter ihnen Ernst, den wir als Alexander Abusch kennen, Gaston (Anton Ackermann), Groß (Gerhart Eisler), Erich (Erich Jungmann), Arndt (Karl Mewis) und Christian, der Parteivorsitzende, das heißt: Wilhelm Pieck. Die Lage in Europa war dramatisch, es stank entsetzlich nach Krieg. Im September des Vorjahres hatten Frankreich und Großbritannien in München die Tschechoslowakei an Hitlerdeutschland verraten, Österreich war ins Nazireich „heimgekehrt“ und die Spanische Republik im Feuer der Faschisten gestorben. Die nationale Demagogie der Nazis blieb angesichts solcher „Erfolge“ nicht ohne Wirkung auf die Masse – und andererseits griff immer mehr unter den in der Minderheit befindlichen Hitlergegnern die Auffassung Raum, der Krieg sei unter diesen Umständen das einzige Mittel, um das Terrorregime zu beseitigen. Solcher Fatalismus lähmte den antifaschistischen Kampf. Darum mußte nachdrücklich klargemacht werden, „daß der Kampf gegen den Krieg, für den Sturz des Kriegstreibers Hitler, die höchste Aufgabe aller Deutschen ist“. Wie dieses Ziel erreicht werden konnte, wußten die Kommunisten seit Jahren: mit der antifaschistischen Einheitsfront. Es gab gute Ansätze in der letzten Zeit an der Basis, andererseits aber noch immer den Beschluß des SPD-Vorstandes von 1936, der Sozialdemokraten jede Zusammenarbeit mit Kommunisten untersagte. Doch zu diesem Antikommunismus in der SPD hat auch das sektiererische Verhalten einzelner Vertreter der KPD beigetragen. Also mußten weitere Anstrengungen der Verständigung zwischen der KPD und der SPD unternommen und neue Verbindungen zwischen Kommunisten und Sozialdemokraten geknüpft werden. Wenn diese Kampfgemeinschaft funktionierte, würde man auch andere Kräfte in die Volksfront mit einbeziehen können. Im Austausch der an verschiedenen Frontabschnitten gesammelten Erfahrungen und in Berücksichtigung alter und junger Lehren der Geschichte wurden so in Draveil Strategie und Taktik zum Sturz der faschistischen Diktatur und zur Schaffung einer neuen, antifaschistischen demokratischen Ordnung, wie sie bereits auf der Brüsseler Konferenz vor vier Jahren umrissen worden waren, weiterentwickelt und präzisiert. Drei Tage lang beriet die Parteiführung in einem Haus, das Sitzungs-, Eß- und Schlaflokal in einem war, wie Franz Dahlem berichtete. Nachts drang grimmige Kälte herein und machte die Männer auf ihren Strohsäcken frieren. Doch dessenungeachtet leisteten sie ein wichtiges Stück Arbeit für die nächsten Jahre, schon mit dem Blick auf die Schaffung einer neuen, antifaschistischen demokratischen Ordnung. *Frank Schumann*

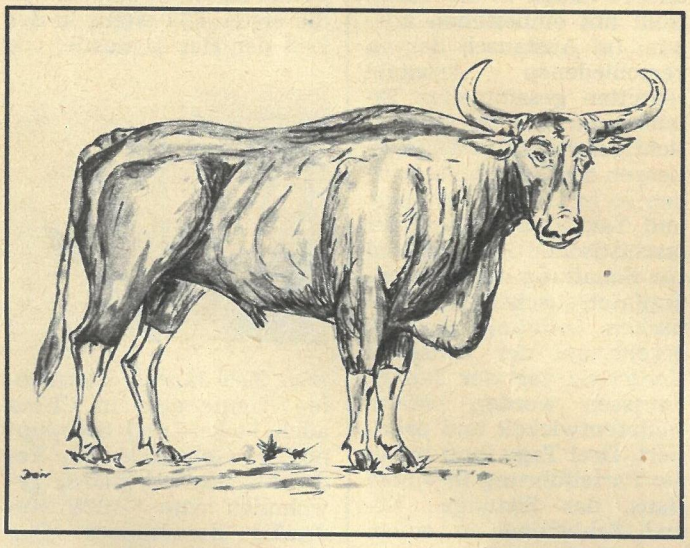
Eine Hand voll Theater

Sie sind die wohl kleinsten „Akteure“ auf chinesischen Bühnen: die sogenannten Fingerpuppen, lediglich zwanzig Zentimeter groß (Foto). Das „Theater in der Hand“, wie es auch bezeichnet wird, ist seit etwa 400 Jahren vor allem in der Provinz Fujian bekannt. In Zhungshou z. B. führen mehr als zwanzig Puppentheater regelmäßig ihre Stücke auf, teils auch schon mit größeren Fingerpuppen. Es gibt kaum verläßliche Aufzeichnungen darüber, wann und wo in China die ersten Marionetten hergestellt wurden, obwohl in einigen klassischen Werken über Puppen für Aufführungszwecke berichtet wird. Archäologische Funde haben bewiesen, daß die ersten spätestens in der Zeit der Han-Dynastie, vor

etwa 2000 Jahren, auftauchten. Heute sind in China auch Faden- und Stabpuppen in Gebrauch. Die Faden-Marionetten haben gewöhnlich eine Größe von dreißig Zentimetern. Der Kopf und die Gelenke sind von über zehn bis zu dreißig Fäden mit einem Brett verbunden. Letzteres hält der Puppenspieler mit den Handflächen, während er mit den Fingern die Fäden bewegt. Die Stab-Marionetten sind zumeist an die neunzig Zentimeter hoch, haben keine Beine und werden mit drei Stangen gehalten und geführt. Verbreitet ist auch das Spiel mit etwa dreißig Zentimeter hohen Handpuppen. In diesem Fall führen die Spieler den Kopf mit dem Zeigefinger, die beiden Arme mit Daumen und Mittelfinger. Mit solchen Puppen führt man spannende Kampfszenen vor. Derzeit gibt es in China etwa zehntausend Künstler, die sich professionell oder in der Freizeit mit dem Puppenspiel beschäftigen. Viele Provinzen und Städte verfügen über eigene Bühnen. Im Jahre 1981 entstand der chinesische Verband der Puppen- und Schattenspieler; es wurden mehrere drei- beziehungsweise vierjährige Kurse an Fachschulen für die Ausbildung von Puppenspielkünstlern eingerichtet. *Manfred Radloff*

Ein lebendes Fabeltier

Als 1937 aus Südostasien die Nachricht von der Entdeckung eines neuen Wildrindes, des Kouprey (Bos sauveli), bekannt wurde, glich dies einer Sensation. Skeptiker äußerten zwar die Vermutung, daß es sich nur um eine komplexe Bastardform, möglicherweise von Zebu und Wildbanteng, Gaur und selbst Wasserbüffel, handeln könnte. Doch der Kouprey, auch Graurind genannt, wurde als selbständige Art in die Fachliteratur aufgenommen. Einige Experten zoologischer Systematik räumen ihm unter der Bezeichnung „Novibos" sogar den Rang einer eigenen Gattung ein; die Mehrzahl allerdings will ihn lediglich als Untergattung der „Bos", der Eigentlichen Rinder, betrachtet wissen. Die Tiere erreichen eine Widerristhöhe von fast 180 cm und besitzen als Besonderheiten bei älteren Stieren nach innen und hinten gerichtete Hörner sowie eine gewaltige Halswamme; bei der Kuh sind die Hörner noch abweichender vom Rinderschema, sie ähneln einem Korkenzieher. Wie andere Wildrinder dieser Weltgegend (Banteng und Gaur) ist der schwarzbraune Kouprey weiß „gestiefelt" und besitzt als Rückansicht einen weißen, ovalen „Spiegel". Entdeckt wurde die neue Art im heutigen Nordkampuchea; weitere Lebensräume befanden sich in den angrenzenden Gebieten von Laos und Mittelvietnam, „Durchzügler" sichtete man in der thailändischen Region Dongrak. Lediglich ein Tier, ein Jungbulle, gelangte in Menschenhand; es lebte bis 1940 im Pariser Zoo (unsere Illustration zeigt die Nachzeichnung einer fotografischen Aufnahme des einzigen bisher in einem Tiergarten gehaltenen Kouprey; Gehörn und Halswamme sind bei dem jungen Stier noch nicht arttypisch ausgebildet). Die bisher einzigen Freilanduntersuchungen auf wissenschaftlicher Grundlage wurden in den fünfziger Jahren durchgeführt. Damals schätzte man den Gesamtbestand auf etwa fünfhundert Exemplare, in kleinen Gruppen zu höchstens zehn Tieren bewohnten sie den Urwald. Als Folge der seit 1940 anhaltenden Befreiungskämpfe und besonders der Eskalation des Vietnamkrieges mußte angenommen werden, daß der Kouprey völlig ausgerottet sei. In den frühen achtziger Jahren gab es jedoch Hinweise und auch Spuren, die eine Weiterexistenz in wenigen, spärlich bevölkerten Rückzugsgebieten annehmen ließen. Die internationale Koordinierung der Schutzmaßnahmen in den einzelnen Ländern, verbunden mit der Ausbildung von Feldbeobachtern, führte schließlich dazu, daß im März 1987 ein vietnamesischer Wissenschaftler ein Tier zu Gesicht bekam und eingehend beobachten konnte. In Vietnam wurde eine Tagung zur Rettung des Kouprey abgehalten, an der Vertreter aller genannten Heimatländer, des WWF und der IUCN (Weltorganisationen für den Schutz des Tier- und Pflanzenlebens, die Erhaltung der natürlichen Hilfsquellen der Erde) sowie zoologischer Gärten teilnahmen. Ziel der gefaßten Beschlüsse: wirksamer Schutz der letzten freilebenden Bestände sowie der Aufbau von Zuchtgruppen. Ein ökonomischer Aspekt ergibt sich daraus, daß der Kouprey resistent gegen die gefürchtete Rinderpest sein soll. Über „Bastardierung" könnte man diese Eigenschaft vielleicht an Hochleistungsrassen des Hausrindes weitergeben. – Mit praktischen Arbeiten soll in diesem Jahr begonnen werden. *Dr. Wolfgang Dreier*



Beben-Bau

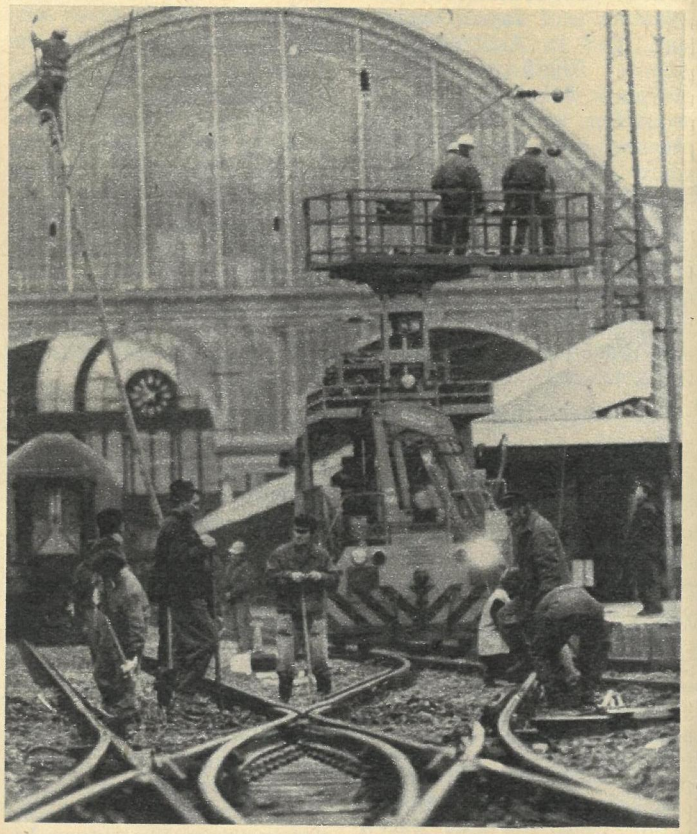
Grundsteinlegung für das erste Haus eines neuen Wohngebiets im erdbebenzerstörten Leninakan, nachdem am 26. Dezember der letzte Überlebende der Naturkatastrophe in Armenien geborgen werden konnte. Die Konstruktion ist – so die Experten – besonders bebensicher, die Bauweise monolithisch. Der zweitgrößten Stadt der Armenischen SSR soll die unverwechselbare traditionelle Architektur erhalten bleiben.

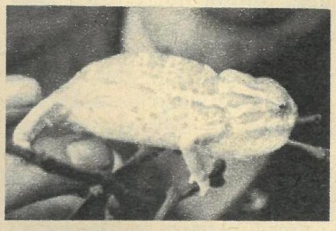
Rodel-Renner

Für den Winter-Freizeitsport steht den Moskauern seit kurzem das neue Ski- und Rodelzentrum Krylatskoje zur Verfügung. Mehr als ein Dutzend Skilifte arbeiten an den Wochenenden pausenlos zwischen den steilen Hügeln inmitten der olympischen Radsportrundstrecke mit durchaus alpinem Charakter. Der Knüller ist momentan dieser aufblasbare Gummischlitten für Kinder.

Zug-Zentrum

Der Budapester Ostbahnhof „Keleti" wird zur Zeit umfassend rekonstruiert. Im Sommer 1990 sollen alle Arbeiten am größten Bahnhof der ungarischen Hauptstadt abgeschlossen sein.





Haus-Hobby

Das ist das hauseigene Chamäleon des Prager Zoopflegers Jiri Marek. Die tägliche Arbeit wurde ihm zum Hobby. So züchtet er in seiner Neubauwohnung nicht nur die auf Bäumen lebenden Echsen, sondern auch Schlangen.

Pagoden-Pracht

Viele Tempel und Pagoden, vom Pol-Pot-Regime verwüstet, sind seit der Befreiung Kampucheas vor 10 Jahren wiederhergestellt worden. In zahlreichen Andachtsorten entstanden kleine Spezialwerkstätten, in denen jährlich Zehntausende buddhistischer Statuen und andere künstlerisch wertvolle Elemente der Architektur restauriert werden.

Gemeinsam zum Jubiläum

Aufgaben zum Abrechnen – so könnte eine Gemeinschaftsaktion überschrieben werden, mit der sich der DSF- und der FDGB-Kreisvorstand Eberswalde jetzt an alle Brigaden zwischen Oderberg und Friedrichswalde wenden. Zu Ehren des 40. Geburtstages unserer Republik den Ehrennamen „Kollektiv Deutsch-Sowjetische Freundschaft" erringen, so lautet ihr Aufruf. DSF-Kreissekretär Dieter Kempfert sieht die Möglichkeit, weitere 330 Kollektive zu gewinnen. Und er erinnert dabei an ein ähnliches Vorhaben in Vorbereitung des XI. Parteitages der SED, als das Ziel, 300 Brigaden in den Titelkampf einzubeziehen, mehr als erreicht wurde. Aber es geht natürlich nicht nur um eine quantitative Größe. Gute und interessante Vorhaben stehen dabei im Mittelpunkt. „Fünf bis sechs anspruchsvolle Aufgaben, die sich auch abrechnen lassen, müßte sich ein Kollektiv schon stellen, wenn es an unserer Aktion teilnehmen will", meint Dieter Kempfert. Gedacht ist dabei an politische, kulturelle und sportliche Veranstaltungen gemeinsam mit Angehörigen der Sowjetarmee oder sowjetischen Touristen. Dazu gehören Besuche im „Museum des Ruhms" in der sowjetischen Garnison Eberswalde, Teilnahme an Wissenswettbewerben oder Veranstaltungen im Haus der DSF der Kreisstadt. Dazu zählen vor allem aber auch Ergebnisse, die die MMM-Bewegung so gut fördern, wie es im Walzwerk Finow der Fall ist. DSF und FDGB meinen, daß der Kampf um den Ehrennamen besonders von solchen Kollektiven geführt werden sollte, die in ihren Betrieben an Exportaufträgen für die Sowjetunion arbeiten. Sie denken weiterhin an Kollektive aus dem Bauwesen, besonders dem VEB Wohnungs- und Gesellschaftsbau, aus den Handelsbetrieben und gastronomischen Einrichtungen des Kreises. Zur Zeit gibt es in der DSF-Kreisorganisation Eberswalde 872 „Kollektive Deutsch-Sowjetische Freundschaft". In dem Bemühen, weitere Brigaden mit dem Titel zu ehren und gleichzeitig anzuspornen, sieht Dieter Kempfert auch einen Beitrag seiner DSF-Kreisorganisation zur Erfüllung der auf dem 7. Plenum des ZK der SED genannten Aufgaben unserer Volkswirtschaft.

Erhard Römer

Die Qual der Wahl

Jahresende und Sportlerumfragen, die in die Hunderte gehen. Auch in der Sowjetunion wurden die „Sportler des Jahres" gewählt. Ein hartes Brot nach dem Gewinn von 161 olympischen Medaillen – davon 66 goldenen – in Calgary und in Sòul. Da dies auch viele Mannschaften und Staffeln, Paare und Crews betraf, kehrten mehr als 250 sowjetische Olympiateilnehmer mit Medaillen heim. Allein 23 Eishockeyaner kamen zu Gold. Sie alle repräsentierten das erfolgreichste Land beider Spiele. Wen wählen, wen wo einordnen, wen auf keinen Fall vergessen? Vergessen wurde niemand, aber ungenannt blieben viele. Zum Beispiel die Skilangläufer Michail Dewjatjarow und Alexej Prokurorow, die doppelt vergoldete 400-m-Sprinterin Olga Brysgina, der Jahrzehnt-Turnkönig Dmitri Bilosertschew, die Gymnastin Marina Lobatsch, die nichts anderes als immer nur Höchstnoten erhielt. Ein schreiendes Unrecht, aber als „Gnadenerweis" gegenüber den Wählern muß zwangsläufig anerkannt werden, daß sich niemand mehr in diesem Juwelierladen sportlicher Erfolge zurechtfand. Als erster genannt wurde Wladimir Salnikow (Bild rechts mit Frau Marina). Die Begründung: Er hat alle beschämt, die es für einen Fehler hielten, diesen „Schwimmopa" überhaupt nach Sòul mitzunehmen. Gleich nach ihm Stabhochspringer Sergej Bubka (oben) – na eben! Und dann Arvidas Sabonis, nicht nur der beste Basketballspieler der Welt, sondern mit 2,23 m auch der „höchste" Olympiasieger '88. Hinter dem Turner Wladimir Artjomow auf Platz 5 der Gewichtheber Juri Sacharewitsch. Er markierte in Soul seinen 40. Weltrekord, aber das reichte ihm nicht: „Bei Olympia muß man viel besser sein als irgendwo anders, und ‚irgendwo anders' habe ich schon mehr Weltrekorde gemacht als in Sòul." An sechster Stelle genannt der Bahn-Verfolger Ginautas Umaras. Seine Goldmedaille in der Hand, hat er gesagt: „Gegenüber der Arbeit, die dahintersteckt, ist die leicht wie eine Feder." Hinter ihm bis zu Rang 10 nur noch Frauen. Zuerst die Turnerin Jelena Schuschunowa. Würde sie, die seit Jahren so enorm erfolgreich ist, wieder Turnerin werden, wenn alles noch einmal von vorn begänne? „Wohl kaum, aber meine erste Liebe soll auch die letzte sein..." Dann die Mittelstreckenläuferin Tatjana Samolenko. Schon zweifache Weltmeisterin, hatte sie keine einzige Qualifikation für Sòul gewonnen. „Doch ihre Einstellung und ihr überragendes Talent haben den olympischen Sieg möglich gemacht", entschieden die Wähler. Und last not least die Skilangläuferin Tamara Tichonowa, zweimal Gold und einmal Silber in Calgary. Als einst die Skikönigin Galina Kulakowa in Ishewsk zum allerletzten Male an den Start ging, war sie gebeten worden, symbolisch der Läuferin ihre Skier zu überreichen, die sie für ihre aussichtsreichste Nachfolgerin hielt. „Na gut, ich weiß schon, wem ich sie gebe: Tamara Tichonowa!" Sogar in diesem Moment war sie Spitze!

Hans Richard Vollbrecht

● Gut gesagt

Im Werden begriffene Werte kann man nur von der Warte der Werte her beurteilen, die die eigene Kulturgeschichte bietet.

Zoe Dumitrescu-Busulenga, Literaturwissenschaftler, Rumänien

● Am Rande

In der KDVR will man die Ausbeute an Meeresprodukten auf 11 Millionen Tonnen steigern. In Spezialbetrieben werden Miesmuscheln, Kammuscheln, Austern und Blattang, auch Meereskohl genannt, intensiv gezüchtet. – Gastmahl des Meeres!

● Persönliches

Nach erfolgreicher Aufführung des Dramas „Der Tod des Kuastutis" vor der historischen Kulisse von Trakai in der Litauischen SSR beschloß der Leiter des örtlichen Theaterstudios VLADAS LIMANTAS, auch künftig malerische Stadtteile als Hintergrund zu wählen.

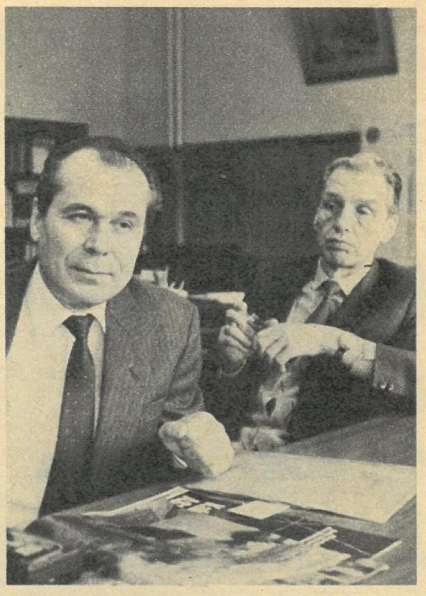
Seit 50 Jahren fertigt der Handweber LAJOS ROBICSEK aus Szentendre bei Budapest auf seinem bereits über 150 Jahre alten Webstuhl sogenannte Flickenteppiche an, die sowohl als Wandschoner wie auch als Fußbodenbelag allgemein beliebt sind.

Selbst erfahrene Bergsteiger halten es für ein großes Glück, ein Edelweiß zu finden. Im Garten des Försters JEWGENI BOBERSKI in den ukrainischen Karpaten blühten im vergangenen Jahr über hundert „Seidenzöpfe", wie die Blume dort genannt wird.

OLDRICH MACHALA, Mitglied der Umweltschutz-Bewegung der ČSSR, ist Aktivist auf der Station zur Rettung von Raubvögeln im Bezirk Nordmähren. Seine Pfleglinge fressen ihm buchstäblich aus der – allerdings ledergeschützten – Hand.

Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: V. Billeb, ZB/CTK, ZB/MTI, TASS/Utkin, Brui, Telefoto, HAN; Zeichnung: W. Dreier, Vignette: D. Schüler.

Die neueste Volkszählung in der Sowjetunion ist abgeschlossen. Bis auf Armenien, wo wegen der tragischen Folgen des Erdbebens die Befragung bis 11. Februar verlängert wurde. Die ersten Erhebungen in weit entfernten und in schwer zugänglichen Regionen fanden bereits seit September statt (FREIE WELT berichtete in Heft 21/1988 darüber). „Stichstunde" der Volkszählung jedoch war die Mitternachtsstunde vom 11. zum 12. Januar. Mehr als neunhunderttausend Zähler klopften nicht nur an Wohnungstüren, sondern suchten auch Menschen auf, die entsprechend ihrer traditionellen Lebensweise zum Beispiel in der Taiga unterwegs waren oder auch in der frostklirrenden Tundra. FREIE WELT-Mitarbeiterin Gisela Reller sprach im Moskauer Staatlichen Komitee für Statistik der UdSSR mit dem Leiter der Verwaltung für Bevölkerungsstatistik Arkadi Issupow und dem Ökonomen Dr. Andrej Wolkow (Foto rechts oben) über die Zielstellung der Befragung, die für den Prozeß der Umgestaltung in der Sowjetunion von großer Bedeutung ist.



Volkszähler im Autonomen Bezirk der Nenzen

Jährlich erscheinen in der Sowjetunion statistische Jahrbücher, die uns mit neuesten Angaben zur Bevölkerungsstatistik bekanntmachen; und alle Jahre wieder zu Beginn des neuen Jahres erfahren wir auch die Einwohnerzahl der Sowjetunion. Welche „Überraschungen" sind denn von einer Volkszählung zu erwarten? Arkadi Issupow erläutert uns, daß man zwischen den Volkszählungen gezwungen sei, von Wahrscheinlichkeitswerten auszugehen.

Auch die Gesamteinwohnerzahl – 1989 rechnet man mit mehr als 285 Millionen Menschen – ergibt sich aus Berechnungen. Ausgangspunkt dabei ist die gesicherte Angabe der letzten Volkszählung, und zusätzlich wird davon ausgegangen, daß in der Sowjetunion in jeder Minute zehn Menschen geboren werden und fünf sterben. „Bei der Angabe der Gesamtbevölkerung erwarten wir eigentlich keine ‚Überraschungen', aber kann man es wissen…?" sagt Arkadi Issupow. Doch die Hauptsache einer so kostspieligen und komplizierten Befragung – mehr als drei Jahre hat allein die Vorbereitung gedauert – ist es, Erkenntnisse über die sozial-demographische Zusammensetzung der Bevölkerung zu gewinnen; denn diese Daten sind unerläßlich für die Ausarbeitung des Komplexprogramms der sozialen Entwicklung zur Hebung des Volkswohlstandes. „Ohne diese exakten Angaben", ergänzt der Ökonom Dr. Wolkow, „ist es unmöglich, eine planvolle und effektive Wirtschafts- und Sozialpolitik durchzuführen, kann man weder das Morgen noch die Zukunft sehen."

Die Fragen 1 bis 13 …

…betreffen Angaben zur Familienstruktur, zum Geschlecht, zur Ortsansässigkeit, zum Alter, zum Geburtsort, zum Familienstand, zur Nationalität, zur Muttersprache, zum Bildungsniveau und zu den Erwerbsquellen. Diese 13 Fragen sind von jedem Bürger auszufüllen. Auf den ersten Blick könnten sie als „traditionell" bezeichnet werden, aber auch bei ihnen gibt es durchaus Neues zu entdecken. So muß, darauf macht uns Arkadi Issupow besonders nachhaltig aufmerksam, die Fragen nach der Familie nicht mehr der Mann ausfüllen, sondern das kann jetzt auch die Frau.

Ganz und gar nicht traditionell ist auch die Frage 11, die erstmalig gesondert nach dem Stand der abgeschlossenen technischen Berufsausbildung fahndet. „Die Antworten werden uns darüber Aufschluß geben, wie viele Menschen eine technische Qualifikation besitzen", sagt Dr. Wolkow, „und wie diese Kader territorial verteilt sind."

Und neu ist auch, daß bei der Frage nach der Erwerbsquelle zwei Angaben legitim sind. „Da kann also jemand", so Arkadi Issupow, „in einem Betrieb arbeiten und seit etwa zwei Jahren neben seiner Arbeit noch einer individuellen Tätigkeit nachgehen; private Arbeit kann laut neuem Gesetz auch seine einzige finanzielle Einnahmequelle sein. Wir sind auch sehr gespannt darauf, wie viele Bürger von den elf Unterfragen nach der Erwerbsquelle die ‚brandneue' kennzeichnen werden: ‚Arbeit in einer Kooperative'." Bei den ersten 13 also gar nicht nur traditionellen Volkszählungsfragen fällt auch für die Sowjetunion Typisches auf. So werden bei der Frage 1 als zur Familie gehörig anerkannt: Ehemann, Ehefrau, Tochter, Sohn, Mutter, Vater, Schwester, Bruder, Schwiegereltern beider Seiten, Schwiegertochter, Schwiegersohn, Großmutter, Großvater, Nichte, Neffe… Arkadi Issupow: „Solche Großfamilien gibt es in unserem Vielvölkerstaat vorrangig in Mittel- und Zentralasien. Es ist für uns sehr wichtig zu wissen, in welchen Regionen man in welchen Familienstrukturen zusammenlebt." Als eine Familie wird eine Gruppe von Personen angegeben, die blutsverwandt miteinander oder angeheiratet sind und – eine gemeinsame Haushaltskasse führen. „Die Volkszählung bringt uns also unerläßliche Zahlen für die Planung unserer Sozialpolitik." Die Beantwortung der ersten Frage gibt auch Auskunft darüber, ob der Gezählte alleinstehend ist. 1979 lebten immerhin 29 Millionen Sowjetbürger, vorrangig Frauen, ohne Partner.

Für die multinationale Sowjetunion typisch sind auch die Antworten auf die Fragen nach der Nationalität und der Heimatsprache; anzugeben ist außerdem, welche andere Sprache der Völker der Sowjetunion der Befragte frei beherrscht. Bei der Angabe der Nationalität, sollte man meinen, brauche doch jeder nur anzugeben, was unter dieser Rubrik in seinem Paß steht. Aber „weit gefehlt", sagt Dr. Wolkow, „bei dieser Spalte kann jeder die Nationalität nennen, der er sich zum Zeitpunkt der Befragung am meisten zugehörig fühlt. Nehmen wir einmal an, der Befragte ist ein Ukrainer, der seit Jahrzehnten in Karelien lebt. Nun, dann kann er sich doch indessen durchaus als Karelier fühlen." Rückblickend sei daran erinnert, daß zufolge der Volkszählung von 1926 190 Völker, 1939 nur noch 62 ausgewiesen wurden, 1959 mit einemmal wieder 109 existierten. Arkadi Issupow: „Die angeblich starke Verringerung der Anzahl der Völker unseres Landes zwischen 1926 und 1939 war nicht das Resultat eines objektiven Verschmelzungsprozesses, sondern eine willkürliche, wissenschaftlich nicht exakte Administrierung." Anläßlich der Volkszählung 1989 erschien zur Bestimmung der Nationalität ein „Wörterbuch der Nationalitäten und Sprachen", damit jeder Befragte später bei der Auswertung durch einen Code einer der 128 (!) Nationalitäten zugeordnet werden kann. Dr. Wolkow erklärt: „Zum Beispiel hießen die Tofalaren

FRAGEN- nicht nur hinter der Tür

vor der Oktoberrevolution Karagassen, und man muß durchaus damit rechnen, daß der eine oder andere die neue Bezeichnung für sich noch nicht angenommen hat. Oder nehmen Sie die Swanen, die in der Georgischen SSR leben und georgisch sprechen, also den Georgiern zuzurechnen sind, wie zum Beispiel auch die Megrelen, die Lasen, die Kartwelen und 27 weitere Volksgruppen mit Namen, die zurückzuführen sind auf Selbstbezeichnungen, Stämme, Sippen, Dorfgemeinschaften.“ Die größte Anzahl von Möglichkeiten ist bei der Tadshikischen SSR ausgewiesen – es sind zweiundneunzig. Den Schlüssel für die Zuordnung liefert die angegebene Heimatsprache. Geben zum Beispiel die vorrangig auf der Insel Kamtschatka lebenden Befragten an, Kamtschadalen zu sein, so werden sie – sofern sie als Muttersprache russisch nennen – als Russen gezählt, geben sie als ihre Muttersprache itelmenisch an, wird sie der Computer als Itelmenen ausweisen. „Die ursprünglichen Antworten“, erläutert Dr. Wolkow, „geben den Ethnographen interessante Aufschlüsse über ethnosoziale Prozesse , über Verschmelzungen oder auch Eigenständigkeitsbestrebungen.“ Und Arkadi Issupow ergänzt: „Wichtig ist allerdings, daß keinerlei Angaben in irgendwelchen Schubladen verschwinden, wie es leider nach der Volkszählung von 1979 mit zahlreichen Daten geschehen ist.“

Seit der Volkszählung von 1939 finden sich keinerlei Angaben mehr über Analphabeten in der Sowjetunion. Nun aber ist bei der Frage nach der Bildung ein Kästchen für sie vorgesehen. „Wir wollen ganz sicher gehen“, antwortet Dr. Wolkow, „ob unsere Behauptung stimmt, daß das Analphabetentum in der Sowjetunion auch in den entlegensten Gebieten restlos liquidiert ist.“

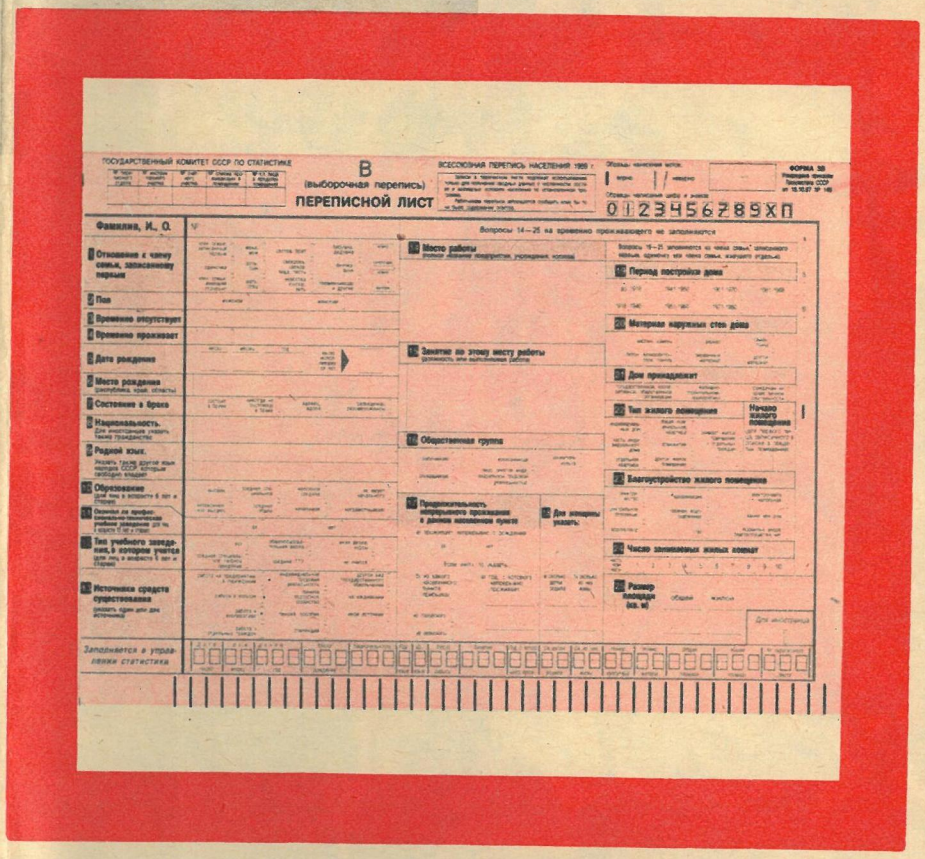
Die Fragen 14 bis 18...

...haben Stichprobencharakter, sie brauchen nur von den Bewohnern jedes vierten Haushalts beantwortet zu werden. Diese Fragen betreffen den Arbeitsort, also den Betrieb, die Behörde, den Kolchos; die Übereinstimmung zwischen erlerntem Beruf und ausübender Tätigkeit; die soziale Zusammensetzung nach Arbeiter, Kolchosbauer, Angestellter, Beschäftigter mit individueller Erwerbstätigkeit, Geistlicher; die Dauer des Aufenthaltes am Geburtsort; die nur von Frauen auszufüllende Frage nach der Anzahl der geborenen und der am Leben gebliebenen Kinder. „Bei diesem Komplex ist die mit dem Geburtsort verbundene Frage 17 von allergrößter Bedeutung“, sagt Arkadi Issupow. „Sie gibt uns erstmals Aufschluß über die Migration, die Abwanderung der Bevölkerung von einem Territorium in ein anderes.“ Dr. Wolkow: „Darüber hinaus geben uns die Daten exakte Antwort darauf, wie hoch die Mobilität der einzelnen Völker ist. An uns ist es, entsprechend der gewonnenen Zahlen zu überlegen, wie Arbeitskräfte aus Mittelasien – denken Sie dabei an die eingangs erwähnte, dort noch traditionell übliche Familienstruktur –, zu bewegen sein könnten, in die östlichen Teile des Landes umzusiedeln, weil es in Mittelasien einen deutlichen Arbeitskräfteüberschuß gibt. Aber unsere wirtschaftliche Zukunft wird in Sibirien und im Fernen Osten entschieden! Und gerade hier fehlt es an der Hauptproduktivkraft Mensch. Mit Geld allein ist es nicht getan, wir müssen dafür sorgen, daß alles ‚stimmt‘, die Anzahl der Kindergartenplätze, Schulen, Krankenhäuser, Geschäfte, Gaststätten..., daß es mit der Versorgung von Lebensmitteln und Massenbedarfsartikeln klappt, mit den Dienstleistungen. Erst dann werden sich zahlreiche Migranten nicht mehr vorsichtshalber mit einer Rückfahrkarte auf den Weg machen...“

Die Fragen 19 bis 25...

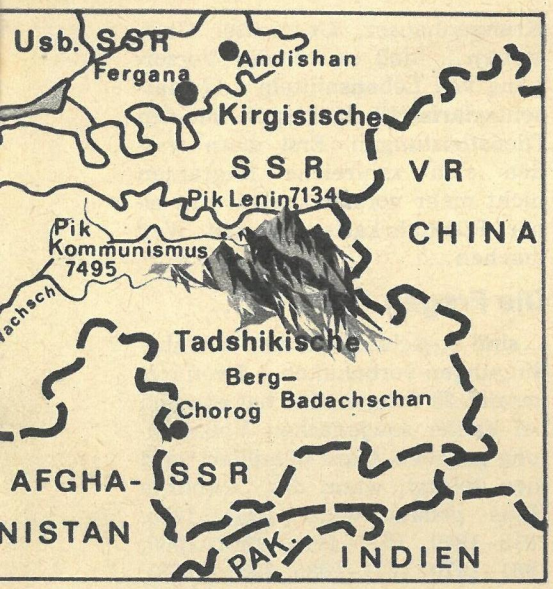
...sind ausschließlich den Wohnbedingungen vorbehalten – 7 von insgesamt 25 Fragen, das hat es noch bei keiner sowjetischen Volkszählung gegeben. Ganz detailliert wird hier gefragt, wann das bewohnte Haus gebaut wurde (bis 1918, 1918–1940, 1941–1950, 1951–1960, 1961–1970, 1971–1980, 1981–1988); aus welchem Material die Außenwände bestehen (aus Ziegeln, Bruchstein, Beton, Eisenbeton, Großblöcken, Fertigteilen, Holz, gemischtem Material, Lehm, Saman – das sind Ziegel aus einem Gemisch von Lehm und Dünger, mit Stroh oder Fasern vermischt – und anderen Materialien, zum Beispiel Jurten aus Schafwolle, noch heute als Ganzjahresbehausung vereinzelt in Tuwinien üblich); gefragt wird ferner danach, wem die Wohnung gehört (einer städtischen, genossenschaftlichen oder gesellschaftlichen Organisation, einer Wohnungsbaugenossenschaft oder ob das Haus Privateigentum ist). „Die folgenden vier Fragen charakterisieren die eigentlichen Wohnbedingungen“, erklärt Arkadi Issupow. Hier ist der Typ des Wohnraums zu nennen (Eigenheim, Mitbewohner in einem Eigenheim, abgeschlossene Einzelwohnung, Kommunalwohnung, Wohnheim, in Untermiete, anderer Wohnraum), hier ist nach dem Vorhandensein von Komfort gefragt (Elektrizität, Zentralheizung, fließendes Wasser, Kanalisation, Warmwasserversorgung, Gas, Elektroherd, Badewanne oder Dusche und die Angabe von nicht vorhandenem Komfort dieser Art); die Anzahl der vorhandenen Zimmer ist zu nennen und die bewohnte Fläche in Quadratmetern. – „Die Volkszählung wird uns bis ins einzelne aufzeigen, was zu tun ist, damit entsprechend dem Programm der KPdSU bis zum Jahre 2000 jede Familie eine eigene Wohnung oder ein eigenes Haus besitzt“, fügt Dr. Wolkow hinzu.

Bereits im April 1989 sollen die Ergebnisse über die Bevölkerungszahlen vorliegen, weitere Angaben werden im September 1989 erwartet, eineinhalbmal schneller als nach der Volkszählung von 1979. Man darf gespannt sein auf die Ergebnisse, die Interpretationen und – die sich daraus ergebenden Schlußfolgerungen.



So sieht der Fragebogen von 1989 aus. Die erste nachrevolutionäre sowjetische Volkszählung fand 1920 statt, die nächsten folgten 1926, 1939, 1959, 1970, 1979; die mit den bisher meisten Fragen ist die von 1989. Daß die Zählung in der Nähe eines Zehnerjahres erfolgt, geschieht auf Empfehlung der UNO-Kommission und der RGW-Kommission für Statistik.

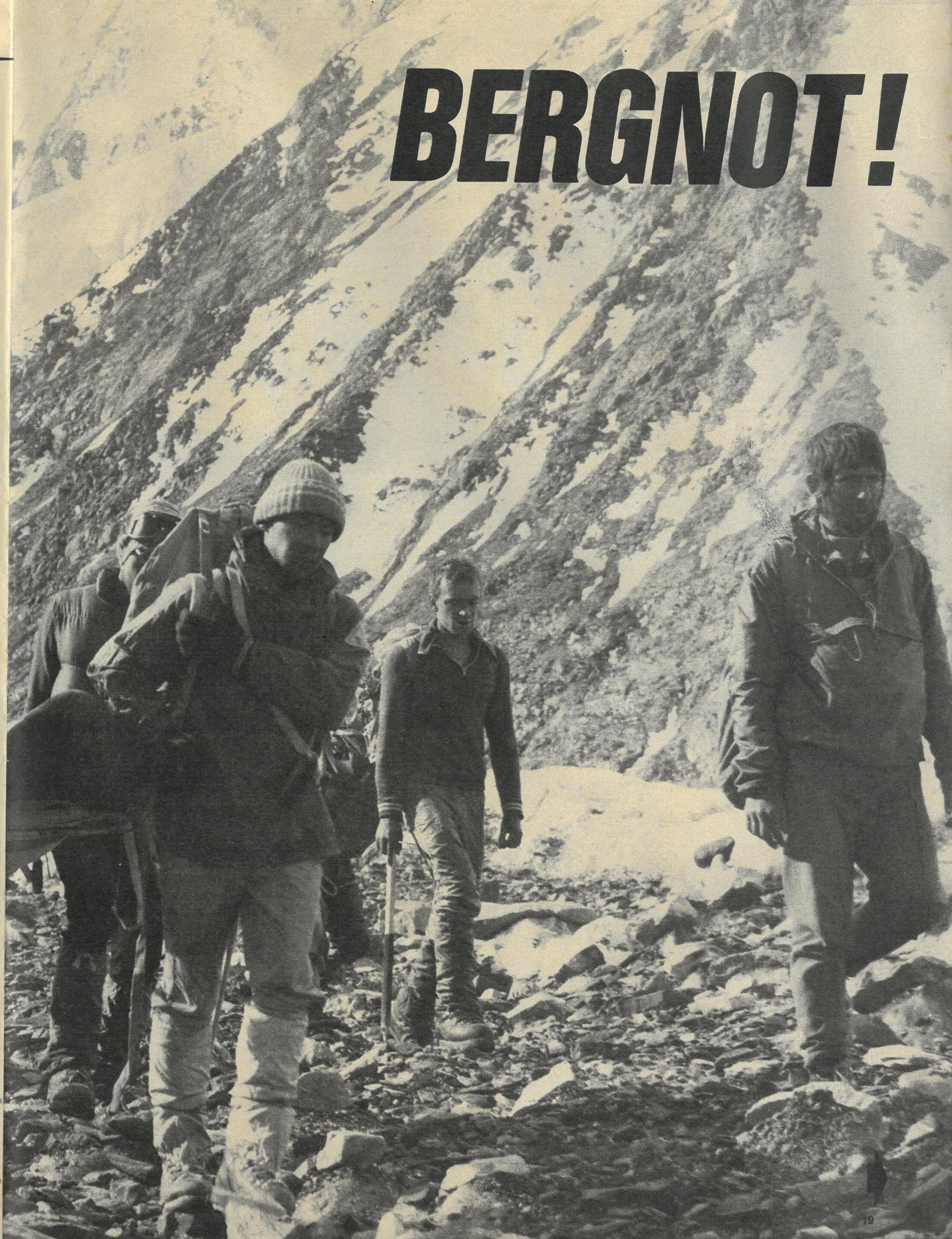
Fotos: TASS/W. Matyzina, Volkmar Billeb



Glücklicher Abschluß einer dramatischen Rettungsaktion im fernen Tadshikistan … Einer von sieben sowjetischen Bergsteigern, die aus der Nordwand des Pamirplateaus dem Tode entrissen wurden, legt — sorgsam als Traglast gebettet — den Talweg zum Basislager zurück. Ein Witterungsumschwung hatte die Gruppe beim Abstieg vom Pik Kommunismus überrascht.

Augenzeugen und schließlich Teilnehmer der Aktion waren Alpinisten aus der DDR, die ihrerseits eine Besteigung des Siebeneinhalbtausenders planten. Unser Autor Dr. Klaus Manske berichtet, weshalb die als Gäste des Alpinistenverbandes der UdSSR angereisten deutschen Bergsteiger in letzter Stunde auf ihre eigene, seit Jahren vorbereitete Gipfeltour verzichteten.

BERGNOT!



Sehnlich erwartet: die Ankunft des zum Krankentransport vom Basislager gerufenen Hubschraubers

BERGNOT!

Alle Fernrohre im Basislager richten sich auf ein Schneefeld unter dem Gipfel. Dort, in 7100 Meter Höhe, läuft vor unseren Augen eine Tragödie ab. Fünf Bergsteiger sitzen auf Rucksäcken, gehen wankend einige Schritte, fallen in den Schnee, richten sich wieder auf, stehen reglos da. Unerklärlich dieses Verhalten, einen ganzen Tag lang bei klarem Wetter und Sonnenschein. Kein Zelt ist aufgestellt, keiner schmilzt Schnee für Tee oder Suppe. Niemand macht auch nur einen Versuch, den Abstieg fortzusetzen. Stundenlang die gleiche ziellose Monotonie – Sitzen, Stolpern, Fallen.

Im Lager herrscht gedrückte Stimmung. Was mag sich dort oben ereignet haben, als die Berge in den Wolken steckten…

Nur in Bruchstücken treffen Informationen ein. Acht der besten Alpinisten aus Alma-Ata ersteigen über eine neue, äußerst schwierige Route durch die fast senkrechte, 2000 Meter hohe Nordwand in sechs Tagen das Pamirplateau. Von dort gehen sie weiter über den Nordgrat zum Pik Kommunismus. Auf dem Gipfel bekommt ein Teilnehmer akute Atemnot. Beim sofortigen Abstieg verschlimmert sich sein Zustand. In einer etwas windgeschützten Mulde 200 Meter unter dem Gipfel bricht der Mann zusammen. Wenig später können die Kameraden nur noch seinen Tod feststellen.

Abends schlägt das Wetter um. Eisiger Sturm peitscht lockeren Schnee über den Grat, ein Zelt wird aus der Verankerung gerissen. Mit ihm stürzen Kocher und Benzinvorrat in die Tiefe… Am nächsten Morgen zur vereinbarten Funkzeit geben die Leute der Gipfelgruppe dem Basislager das Nötigste durch. Erschöpft, mit ihren Nerven am Ende, bitten sie dringend um Hilfe. Die aber muß schnell kommen; jede Stunde Aufenthalt in der lebensfeindlichen Atmosphäre führt auch bei optimalem Wetter zu weiterem Kräfteverfall.

Im Lager wird ein Einsatzstab gebildet. Aus den Leistungsfähigsten formiert sich der erste Rettungstrupp. Noch am Spätnachmittag erfolgt der Aufbruch, die Retter gehen einer Nebelwand entgegen, aus der es auch bei uns im Tal unaufhörlich schneit. Der abendliche Funkspruch vom Gipfel enthält die Nachricht, daß sich die Lage der sieben Überlebenden noch verschlechtert habe. Keine Möglichkeit, warme Nahrung oder Getränke zu bereiten, und das im Freien, der Kälte und dem Sturm ausgesetzt. Zum Bau einer Schneehöhle fehlt die Kraft. Erfrierungen an Händen und Füßen.

Über Nacht läßt der Schneefall nach. Sterne funkeln durch die immer größeren Wolkenlöcher. Die Quecksilbersäule sinkt auf acht Grad unter Null. Wie kalt mag es erst oben sein? Zur Funkzeit – Schweigen. Banges Warten im Lager. Gegen zehn Uhr werden die sieben durch das Fernrohr entdeckt. Zwei steigen ein Stück tiefer. Die übrigen bleiben, offenbar nicht mehr imstande, etwas für sich, das eigene Überleben zu tun.

Die Männer der ersten Gruppe sind noch in der Nacht bis 6000 Meter aufgestiegen. Nach wenigen Stunden Schlaf setzen sie in hüfttiefem Neuschnee ihren kräftezehrenden Anmarsch fort. Nur wenn sie noch am gleichen Tag zu den fünf Verbliebenen im Schneefeld kommen, gibt es eine Chance. Eine weitere Nacht in dieser Höhe wäre kaum zu überstehen. Das wissen auch die Aufsteigenden, geben ihre letzten Reserven. Gegen vierzehn Uhr erreichen sie die beiden Herabkommenden, drei Stunden später die fünf auf dem Schneefeld, selbst fast am Ende ihrer Kräfte.

Die Rettung erfolgt buchstäblich in letzter Minute. Lethargie und Depression verdrängen in der Gruppe bereits den Lebenswillen. Heißer Tee mit Traubenzucker hilft den Entkräfteten ein wenig auf. Sie lassen sich davon überzeugen, daß der Abstieg keinen Aufschub duldet. Noch am Abend wird in qualvollem Rückmarsch ein geschütztes Lager erreicht, auf dem Zelte für alle Platz finden.

Im Basislager werden aus allen

verfügbaren, bereits akklimatisierten Alpinisten weitere Hilfstrupps gebildet. Auch an uns Bergsteiger aus der DDR ergeht die Frage nach möglicher Teilnahme. Ein kurzer Blick unter uns genügt, ohne Worte sind wir vier uns einig – über den Verzicht auf unser eigenes Vorhaben. Eigentlich... eigentlich wollten wir am nächsten Morgen selber zum Gipfel aufbrechen. Für mich der dritte Besteigungsversuch. Beim ersten Mal zwang in 7000 Meter Höhe anhaltender Schneesturm zur Umkehr; Jahre danach scheiterte der zweite Anlauf 150 Meter unter dem Gipfel an der hereinbrechenden Dunkelheit... Doch das ist der Schnee von gestern. Ein Ruf aus Bergnot geht allem vor.

Frühzeitig steigen wir den Walter-Gletscher aufwärts bis zum Fuß des 2000 Meter hohen Borodkin-Pfeilers. Über ihn soll der Abtransport der Geretteten erfolgen. Nachmittags erreichen wir bei 5400 Meter auf einer fast ebenen Stelle im Pfeiler den vorgesehenen Biwakplatz. Man kündigt uns die Ankunft der ersten beiden Leute von der Gipfelgruppe an. Sofort geht es bei uns ans Schneeschmelzen. Nach und nach füllen sich sämtliche Trinkflaschen mit Tee, wandern zum Warmhalten in die Schlafsäcke. Als kleine Punkte tauchen die Absteigenden in unserem Blickfeld auf. Wir verfolgen ihren mühsamen Weg. Ein wild zerklüfteter Gletscherbruch etwa 200 Meter über uns ist das letzte Hindernis vor dem Lagerplatz. Mit sorgfältiger Seilsicherung gelingt es den Kommenden schneller als erwartet, die kritische Stelle zu überwinden. Retter und Gerettete sinken für eine Rast auf unsere Schlafmatten, stillen den Durst mit Tee, Tee und nochmals Tee, ihren Hunger mit Suppe. Dann steigen sie weiter ab zum Basislager. Wir aber schmelzen noch bis Sonnenuntergang – für unsere Wärmflaschen zur Nacht, als Wasservorrat für den nächsten Tag.

Der beginnt mit den wärmenden Strahlen der Sonne. Während des Frühstücks knackt es im Gletscherbruch. Eisstücke bröckeln ab, kollern in Spalten. Plötzlich – wir packen gerade die Rucksäcke – ein dumpfer Knall! Eisgebilde brechen zusammen, stürzen den Rücken unseres Pfeilers herunter. Wir rennen zu einer schützenden Erhebung, starren atemlos auf den Aufruhr. Glücklicherweise poltert fast alles nach beiden Seiten in die Tiefe, lokkeren Schnee mit sich reißend, große Lawinen bildend. Eisbrocken pfeifen bedrohlich nahe vorbei. Schließlich herrscht wieder Ruhe am Borodkin-Pfeiler, doch der Gletscherbruch hat ein neues Gesicht. Der Weg durchs Eis, den die zweite Gruppe von oben nehmen muß, ist völlig neu zu erkunden.

Lange müssen wir warten – in unserer talwärtigen Position tatenlos bangen, bis auch diese Gruppe die Barriere bewältigt hat. Zum Glück bleibt es im Eise ruhig, ein unvorsichtiger Tritt hätte eine Katastrophe auslösen können. Zwei der Geretteten, Pawel und Galja aus Alma-Ata, sind kaum noch gehfähig. Über weite Strecken mußten sie getragen werden.

Nach ausgiebiger Ruhe-, Eß- und Trinkpause bereiten wir uns mit allen anderen auf den Abstieg vor. Noch folgen 200 Höhenmeter durch Schnee und Eis, 400 Höhenmeter brüchiger Fels, danach eine kilometerlange Rampe unter hängendem Gletscher sowie ein zweistündiger Marsch durch das Spalten- und Geröllabyrinth des Walter-Gletschers.

Jeder Gerettete wird vorn und hinten durch je einen Alpinisten gesichert, so bereitet der erste Abschnitt keine wesentlichen Schwierigkeiten. Die Felspassage jedoch erfordert noch einmal vollen Einsatz. Dirk, der Kräftigste von uns, geleitet Pawel mit nach unten; Anatol aus Moskau, ein Hüne von Gestalt, nimmt zusammen mit mir Galja ans kurze Seil. Sie kann sich kaum auf den Füßen halten, fällt uns immer wieder in die Arme, hängt kraftlos auf unseren Schultern, schreit oder wimmert leise, wenn ihre dick verpackten Hände den Fels berühren.

Von unten kommen Helfer mit Krankentragen. Auf der ersten wird Galja sorgsam verschnürt. Man treibt zur Eile. Im Basislager wartet der Hubschrauber. Vier sowjetische Bergsteiger, Dirk und ich tragen die junge Sportlerin. Zwei Mann sondieren Schritt für Schritt den Weg, andere springen hinzu, wenn einer ins Stolpern kommt oder breite Spalten zu überqueren sind. Dennoch läßt sich nicht vermeiden, daß Galja tüchtig durchgerüttelt wird. Aber – es ist wohl das Gefühl der sicheren Rettung, daß sie die Augen schließt und leise anfängt zu schnarchen. Ein Lächeln huscht nach dem Ernst dieser Tage über unsere unrasierten Gesichter... Endlich das Basislager. Vorsichtig, als könne ihr jetzt noch etwas zustoßen, heben wir Galja in die Maschine.

In einem Mannschaftszelt beim Abendessen bekommen wir für unsere bescheidene Mitwirkung den Dank der sowjetischen Alpinisten ausgesprochen. Unsere größte Freude ist natürlich, daß es gelang, alle Überlebenden vom Berg zu holen. – Den Gipfel im Pamir aber geben wir nicht auf; er wartet weiter auf unseren Besuch...

Fotos: Dr. Manske; Karte: J. Arfert

Sicher verschnürt und warm verpackt: Galjas letzte Etappe auf dem Rettungsweg

FRIEDEN FÜR KARABACH

Das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR sieht in einem Erlaß die zeitweilige Einführung einer besonderen Verwaltungsform im Autonomen Gebiet Nagorny Karabach vor. Bis zu den Wahlen des neuen Sowjets übernimmt der Vorsitzende eines Komitees für besondere Verwaltung die Rechte und Pflichten eines Vorsitzenden des Exekutivkomitees des Gebietssowjets. Arkadi Wolski, Leiter des Komitees, das den höchsten Organen der Staatsmacht und den Leitungsorganen der UdSSR unmittelbar untersteht, erläutert in einem Artikel der „Prawda" die Situation und die Aufgaben in Nagorny Karabach.

Die getroffene Entscheidung ist ungewöhnlich. Sie ist in der Geschichte unseres Staates bislang einmalig. Ich will nicht verheimlichen, daß bis in die jüngste Vergangenheit hinein die Hoffnung bestand, in Aserbaidshan, in Armenien und in Nagorny Karabach würde die Vernunft die Oberhand gewinnen, würden die gesunden Kräfte eine Versöhnung herbeiführen können. Leider geschah das nicht. Im Verlaufe des ganzen Jahres verstärkte sich mehr und mehr die nationale Zwietracht in der Region, und in den letzten Monaten des Jahres nahm sie den Charakter offener Auseinandersetzungen an. Mehr als 200 000 Menschen – sowohl aus Armenien als auch aus Aserbaidshan – mußten ihre Häuser, ihre Arbeit, ihre gewohnte Umgebung verlassen. Kluge, talentierte Menschen, gute Nachbarn wurden nur deshalb vertrieben, weil sie verschiedenen Nationalitäten angehörten. Die Vernunft verlor die Kontrolle, Ungerechtigkeit und sogar Grausamkeit bemächtigten sich der Massen. Um der blindwütigen Gewalt ein Ende zu setzen, waren strenge Maßnahmen in einigen Gebieten erforderlich. Schließlich ist auf der Grundlage eines gegenseitig annehmbaren vernünftigen Kompromisses notgedrungen das Komitee für besondere Verwaltung des Autonomen Gebiets Nagorny Karabach gebildet worden.

Es wird natürlich nicht einfach sein, Freundschaft und Vertrauen zwischen den beiden Völkern wiederherzustellen. Zu groß ist das Konto gegenseitiger Kränkungen, zu frisch ist die Bitternis der Demütigungen und Beleidigungen, die natürlich noch nicht vergessen sind. Doch Bruderzwist ist nicht der Weg zu Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern zum Abgrund. Die Kampagne der Vorwürfe und Beschuldigungen hat nicht dazu beigetragen, auch nur ein einziges Problem zu lösen, eine Fortsetzung der Streitigkeiten kann hingegen nur neue Leiden und Entbehrungen für beide Völker mit sich bringen.

Wen wollten die Organisatoren und Anstifter der Streiks und der Massenunruhen strafen? Den Staat, die Regierung oder das Volk? Nagorny Karabach selbst erbringt im Rahmen von Aserbaidshan nur zwei bis drei Prozent der Bruttoproduktion. Wen also hat man gestraft? Vor allem die Familien derjenigen Arbeiter, die viele Monate hindurch keine Löhne erhielten, die Arbeitskollektive jener Betriebe, denen Millionen Rubel Gewinn verlorengingen, die sich in Schulden verstrickten, die die Rekonstruktion verzögerten und denen das Vertrauen der Partner in der Wirtschaft abhanden kam; und schließlich das Gebiet insgesamt, für das sämtliche Pläne der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung unerfüllt blieben.

Zuweilen bekommt man zu hören: „Wir kämpfen für die Verwirklichung unserer nationalen Forderungen, für uns sind sozialökonomische Entscheidungen nicht wichtig." Aber laßt uns einmal darüber nachdenken, was eine nationale Bewegung eigentlich ist. Wo sind ihre Ursprünge und wer fördert sie?

Wie die Karabach-Bewegung entstand

Der Mensch fühlt sich in seiner Nationalität nicht dann gekränkt und erniedrigt, wenn er von Menschen mit anderer Hautfarbe, Sprache und anderer Religion umgeben ist. Wenn das der Fall wäre, wäre eine Koexistenz zwischen multinationalen Kollektiven und Städten nicht möglich, würde sich jeder in seine nationalen vier Wände zurückziehen. So ist es aber nicht. Es geht also nicht um ethnische oder historische Wurzeln. Eine nationale Bewegung tritt vor allem dort und dann in Erscheinung, wenn gegen die soziale Gerechtigkeit verstoßen wird, wenn für die Vertreter der einen Nationalität Vorzugsbedingungen, Privilegien geschaffen werden, für andere hingegen Hindernisse in der Entwicklung ihrer Sprache und Traditionen, in der Bildung und im beruflichen Werdegang aufgetürmt werden.

Erinnern wir uns nur, wie die Karabach-Bewegung entstand und sich entwickelte. Warum haben die Menschen die Frage nach dem Anschluß an Armenien gestellt? Weil sie sahen, daß die frühere Führung Aserbaidshans das Gebiet immer mehr in eine Sackgasse trieb und darauf aus war, die natürlichen Bindungen der armenischen Bevölkerung an Armenien auf dem Gebiet der Kultur und der Sprache zu unterbrechen und der armenischsprachigen Intelligenz gewisse Hindernisse in den Weg zu stellen. Das alles ist Realität!

Hier ist der sozialökonomische Boden, auf dem der Baum der nationalen Forderungen wachsen konnte. Daraus ergibt sich aber auch die Schlußfolgerung, daß, wenn sich der Baum von anderen Säften ernähren soll, der Boden – also die Arbeits- und Lebensbedingungen, die Erholung, die ganze Atmosphäre – verändert werden muß. Daher die beharrliche und konsequente Position des ZK der KPdSU, jene sozialökonomischen Verzerrungen zu beseitigen, welche die Bewohner von Nagorny Karabach daran hinderten, sich als vollwertige und geachtete Bürger zu fühlen.

Die eigentliche Tragödie sowohl für das armenische als auch das aserbaidshanische Volk besteht darin, daß in den reinen Strom des Kampfes um soziale Gerechtigkeit schmutzige Rinnsale nationalistischen Ursprungs mündeten. Statt – wie es die Umgestaltung und die Partei fordern – von unfähigen und bürokratischen Funktionären streng Rechenschaft zu verlangen, die Faulpelze unter ihnen anzuprangern und zur Verantwortung zu ziehen, statt dieses einzig richtigen Weges begann man nach einem außenstehenden Feind zu suchen, dem alle Kränkungen und Fehler angelastet wurden und in dem man die Wurzel allen Übels sehen konnte. Die Geschichte kennt viele Beispiele dafür, wie hintergangene Völker in Pogromen und Krawallen, in der Beschuldigung von „Fremden" ihre Frustration abzureagieren suchten. Doch noch nie hat solch ein Weg zu einem guten Ende geführt. Wer das Böse für seine Ziele ausnutzen wollte, fiel diesem selbst zum Opfer. Es ist nicht zu übersehen, daß die neuen führenden Funktionäre der Republiken energische Anstrengungen zur Beschleunigung und Vertiefung der Umgestaltungsprozesse unternehmen. Wenn das Volk, wenn die Kommunisten diese Anstrengungen nicht unterstützen, wird die Umgestaltung hier im Sande verlaufen, und ihre Gegner können die Oberhand gewinnen.

Das Wichtigste und Schwerste besteht darin, daß die Hauptstütze der korrupten Elemente nicht nur die nichtformellen Vereinigungen sind. Sie sind vor allem mit dem Staats- und zuweilen auch mit dem Parteiapparat verwachsen. Die Metastasen reichen sehr tief. Diese dunklen Kräfte haben ihre Kader auf allen Ebenen verteilt, sie waren in beiden Republiken tonangebend. Sie waren es, die über Jahre hinweg chauvinistische Propaganda betrieben, die öffentliche Meinung hintergingen und aus jedem glühenden Stück Kohle einen Brand entfachten. Sie waren es, die eine Situation schaffen wollten, in der sie sich nationaler wie religiöser Gefühle bedienen und Offenheit und Demokratie erstikken konnten. Konsequent wurde eine Atmosphäre herbeigeführt, in der jede Kompromißregelung ausgeschlossen sein sollte. Diese Akteure wollten die Kräfte von Partei und Land davon ablenken, die Umgestaltung zu verwirklichen, Ordnung zu schaffen und Betrüger und Diebe zu entlarven. Leider waren sie in vielerlei Hinsicht nur zu erfolgreich.

Verständnis und Achtung

Wir sind überzeugt, daß die gesunden Kräfte in Armenien und Aserbaidshan in der Lage sind, die Situation in Ordnung zu bringen. Alle ehrlichen Menschen müssen sich heute unter dem Banner der Umgestaltung zusammenschließen. Meinerseits kann ich versichern, daß wir den Initiativen der Volksbewegung Verständnis und Achtung entgegenbringen und bereit sind, mit den nichtformellen und den gesellschaftlichen Vereinigungen und Organisationen in allen Bereichen zusammenzuarbeiten, wo es um die Erneuerung des Lebens, die Reinigung unserer Gesellschaft und die Verteidigung unserer sozialistischen Ideale geht. Das wird

eines der wichtigsten Prinzipien der Tätigkeit des Komitees für besondere Verwaltung des Autonomen Gebietes Nagorny Karabach sein. Mit seiner Gründung erhält das Gebiet im Grunde genommen die Selbständigkeit bei der Planung, der materiell-technischen Versorgung sowie bei der Lösung von Kaderfragen und spezifischen Problemen. Dabei beeinträchtigt die Gründung des Komitees nicht die Autonomie des Gebiets und bedeutet nicht, daß seine territoriale Zugehörigkeit zur Aserbaidshanischen SSR verändert wird.

Bei der Annahme dieses Beschlusses hat das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR berücksichtigt, daß die hier herangereiften Fragen so akut sind und solche Dimensionen angenommen haben, daß sie von Aserbaidshan oder Armenien allein nicht gelöst werden können. Nach dem furchtbaren Erdbeben vom 7. Dezember sind die Möglichkeiten Armeniens in den nächsten Jahren sehr begrenzt.

Bevor ich auf die Aufgaben des Komitees eingehe, möchte ich sagen, warum die Partei auch diesmal entschlossen und eindeutig gegen eine territoriale Neugliederung des Territoriums aufgetreten ist.

Alle Hinweise auf historische und jahrhundertelange Zugehörigkeit des Landes zu dem einen oder anderen Volk entbehren jeder Grundlage. Jahrhundertelang führten die Völker ein Nomadenleben, tauschten sie Gebiete aus und lebten miteinander. Eine Kulturschicht nach der anderen lagerte sich ab. Die Realität sieht heute so aus, daß Gebietsansprüchen eines Volkes nicht ohne Beeinträchtigung der Lebensinteressen oder Verletzung der Rechte eines anderen Volkes entsprochen werden kann. Diesen Weg einzuschlagen, würde eine neue Welle von Streitigkeiten und neues Blutvergießen bedeuten.

Historisch gesehen, war auch Nagorny Karabach die Wiege für viele gemischte Familien. Und wenn das armenische und das aserbaidshanische Volk seit Jahrhunderten hier zusammenlebten, gemeinsam arbeiteten, ohne sich gegenseitig zu vernichten, wie unsinnig muß da heutzutage eine Abgrenzung sein, welch eine lange Tragödie kann daraus für beide Völker erwachsen!

W. I. Lenin, der die nationalen Beziehungen, insbesondere der kleinen Völker, sehr genau nahm, hatte sich stets heftig gegen eine künstliche Abgrenzung der Nationen, gegen eine nationale Selbstisolierung gewandt. Kategorisch lehnte er zum Beispiel das Projekt einer Autonomie in Kultur und Bildung, einer Trennung der Schule nach dem Nationalitätenprinzip ab und bezeichnete solche Schritte als raffinierteste und daher gefährlichste Formen von Nationalismus.

Nein, in unserem Land wird es keine nationalen Reservationen geben. Auch auf dem Boden von Nagorny Karabach müssen Armenier und Aserbaidshaner, Kurden und Russen zusammenleben, gemeinsam arbeiten, gemeinsam Kinder großziehen und Sorge tragen um ihr Glück. Etwas anderes gibt es nicht. Auf dem Boden Karabachs wird erst dann Frieden herrschen, wenn man aufgehört hat, Rechnungen miteinander zu begleichen.

Rechtsprechung ohne patriotisches Mäntelchen

In letzter Zeit werden in unserem Leben immer häufiger die Fahnen des nationalen Patriotismus geschwenkt. Ohne Frage ist die Liebe zum eigenen Volk, zur Heimat ein heiliges und wunderbares Gefühl, aber eben Liebe und nicht gedankenlose Vergötterung, Liebe und nicht gedankenloser Fanatismus, bei dem die eigene Nation als die klügste, begabteste und von Gott auserwählte dargestellt wird.

Wenn sich ein Volk für klüger und besser als andere hält, ist das kein Patriotismus, sondern nationaler Hochmut, Arroganz. Hat es nicht in den letzten Tagen viele Beispiele dafür gegeben, daß für Diebe, Gewalttäter und Plünderer nur deshalb Freispruch verlangt wird, weil es sich um die „eigenen Leute" handelt, die ihre Verbrechen in ein „patriotisches" Mäntelchen hüllen? In der Rechtsprechung ist die Nationalität unwichtig. Wichtig ist, ob ein Mensch ein Verbrechen verübt hat oder nicht. Das ist Norm eines jeden Rechtsstaates.

Die Verantwortung für die entstandene Lage trägt vor allem die Führung der Region. Sie hat die Situation falsch eingeschätzt, hat keinen positiven Dialog mit den verschiedenen Bewegungen herzustellen vermocht und diesen selbsternannten Führern überlassen; sie zeigten sich außerstande, die nationalen Gefühle in die richtige Bahn zu lenken.

Aus diesem Grunde hat das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR den Beschluß gefaßt, die Vollmachten der örtlichen Machtorgane bis zu den Neuwahlen auszusetzen. Ihre Funktionen übernimmt zeitweilig das Komitee für besondere Verwaltung. In seine Hände werden alle Leitungsfäden im Gebiet sowie alle Kaderfragen gelegt.

Kurz zu den Aufgaben des Komitees.

Im ökonomischen Bereich bestehen sie darin, die Hilfe von Unionsministerien und anderen zentralen Staatsorganen für die beschleunigte Entwicklung der Produktivkräfte im Gebiet und für die umfassende Rekonstruktion von Betrieben, Sowchosen und Kolchosen in Anspruch zu nehmen. Geplant sind Maßnahmen zur Umstellung der Betriebe auf Eigenfinanzierung und wirtschaftliche Rechnungsführung sowie zur umfassenden Einführung der Arbeit nach Pacht-, Familien- und Kollektivleistungsverträgen. Selbstverständlich wird man dem Gebiet auch mit zentralen Investitionen und Krediten helfen müssen, doch in Zukunft soll es mit seinem eigenen Gewinn auskommen.

Im sozialen Bereich gilt es, den Wohnungsbau sowie den Bau von Gesundheits-, Bildungs- und Kultureinrichtungen drastisch zu beschleunigen. Es ist unter anderem vorgesehen, die Leistung der örtlichen Baubetriebe rapide zu erweitern und die Grundlage für die eigene Bauindustrie zu schaffen. Binnen kurzer Zeit müssen etliche Straßen überholt und neue gebaut werden. Die Strom- und Gasversorgung ist zu regeln.

Bei der Lösung der ökonomischen und sozialen Fragen muß man sich vor allem auf die zentrale Hilfe orientieren. Eigens zu diesem Zweck wird vom Staatlichen Plankomitee der UdSSR im Volkswirtschaftsplan eine spezielle Spalte – zum Autonomen Gebiet Nagorny Karabach – eingeführt. Aufrechterhalten werden natürlich auch die traditionellen ökonomischen Beziehungen zu Aserbaidshan. Diese heute zu zerstören, wäre für das Gebiet Selbstmord. Ein derartiger Boykott wäre nicht allein für Aserbaidshan, sondern auch für die Einwohner von Nagorny Karabach selbst ein schwerer Schlag. Nur verantwortungslose Schwätzer, die von Ökonomie keine Ahnung haben, können zu solchen Schritten aufwiegeln.

Multinationale Kontakte entwickeln

Etwas anderes ist es aber, daß alle Verbindungen Karabachs zur Außenwelt – sowohl zu Aserbaidshan als auch zu Armenien, zur Russischen Föderation, Ukraine usw. – auf die stabile Grundlage einer gleichberechtigten ökonomischen Zusammenarbeit umgestellt werden müssen. Nicht der administrative Druck, sondern das kocperative Interesse bilden die stabile Grundlage für diese Beziehungen.

Bei der Realisierung des umfangreichen Programms zur Entwicklung des Autonomen Gebiets Nagorny Karabach wird der kulturellen Sphäre ein bedeutender Platz eingeräumt. Hier steht uns eine tiefgreifende Reorganisation der Tätigkeit zahlreicher Einrichtungen und Organisationen – sowohl unmittelbar auf dem Gebiet der Kultur als auch in Bildung und Erziehung, bei der Gestaltung des Alltags und anderer Lebensbereiche – bevor. Allseitige Entwicklung erfahren die Beziehungen zu Armenien, insbesondere in Kultur, Bildung, Kunst und Qualifizierung.

Das soll in gleichem Maße auch für den aserbaidshanischen Teil der Bevölkerung gelten. Ungerecht, unvernünftig, ja dumm wäre die Annahme, die Einwohner von Schuscha beispielsweise sollten keine regen und vielseitigen nationalen Kontakte zu Aserbaidshan unterhalten. Dies zulassen hieße die Sanduhr umdrehen: Hat sich früher der armenische Bevölkerungsteil gekränkt gefühlt und in eine Wut hineingesteigert, so würde das jetzt der aserbaidshanische Teil tun.

Kurzum, die Kontakte der Bevölkerung zu den beiden Republiken sollen in jeder Weise gefördert und entwickelt werden. Die lebenswichtigen Fragen Karabachs können jedoch nur von der Bevölkerung des Gebiets selbst gelöst werden. Hier müssen wir, in dieser Arbeit durch gemeinsame Interessen und Aktionen vereint, die Umgestaltung vorantreiben. Deshalb wird das Gebiet alle Probleme, die es nur allein entscheiden kann – von den Kaderfragen bis hin zur Eigenfinanzierung – autonom lösen.

Das sind die Schwerpunkte in der Tätigkeit des Komitees. Derartige Erfahrungen gibt es bislang nicht. Wir werden sie gemeinsam sammeln, werden gemeinsam das Neue meistern.

Bis zum XXVIII. Parteitag der KPdSU muß das Gebiet, vor allem seine Parteiorganisation, erneuert und gefestigt dastehen, als eine Organisation, die unbeirrt den Weg der Umgestaltung geht. Dieses Ziel kann nur erreicht werden, wenn man gemeinsam, geschlossen, mit vereinten Kräften handelt.

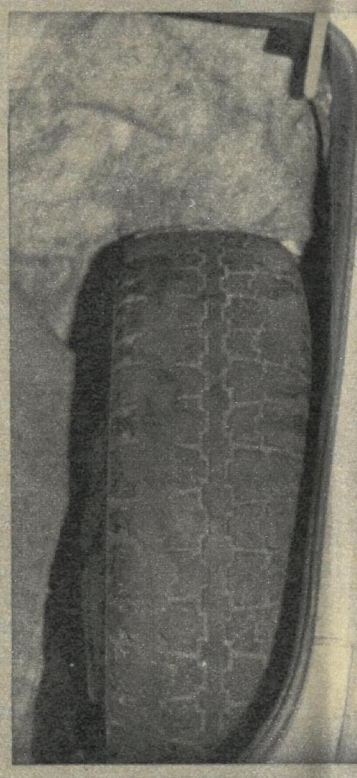
Deutsch: A. Baldauf
Geringfügig gekürzt

Auf Reifen und Kufen

Schon seit Mitte der dreißiger Jahre erfreut sich Skijöring in der Sowjetunion großer Beliebtheit. Selbst im Kriegswinter 1941/42 war das Eis des Amur-Flusses Schauplatz eines Skijöring-Wettbewerbs. Doch hatte jenes Sportereignis einen sehr ernsten Hintergrund: Skijöring wurde an der Leningrader und der Karelischen Front für besondere Beweglichkeit kleiner operativer Gruppen genutzt. Heute wächst die Anhängerschaft dieser originellen Wintersportart beständig. Skijöring-Veranstaltungen werden auf zugefrorenen Gewässern, aber auch auf verschneiten Straßen, Plätzen und Waldwegen ausgetragen. Für kleinere Starterzahlen eignen sich auch Bahnen von Sportstadien und Fußballplätze. Die Mannschaften erreichen dabei auf glatter Eisstrecke Geschwindigkeiten an die 120 km/h. Bis zu 50 Mannschaften sind am Start der Drei-Kilometer-Rundkurse. In der Lettischen SSR wird in fünf Leistungsklassen gestartet: in der kleinen allgemeinen Klasse (Serienkräder 125–175 cm³), in der großen allgemeinen Klasse (Serienkräder 250–350 cm³), in der kleinen Meisterklasse (Sportmotorräder 125–175 cm³) und in der großen Meisterklasse (Sportmotorräder 250–350 cm³), in der Mofa- sowie Mokick-Klasse bis 50 cm³, in der Kinder und Jugendliche zwischen 8 und 18 Jahren fahren. In allen Klas-

Kinder

Dieses Foto regt wohl jeden Betrachter zu Gedanken an. Ein Kind am Straßenrand. Warum zaudert es? Der riesige Autobus, wenige Meter vor ihm, wird von der Kamera wegen seines rasenden Tempos nur unscharf abgebildet. Dichtauf folgt eine Kolonne Personenautos. Ist der Knirps dieser Konfrontation gewachsen? Liegt die Verantwortung, daß ihm nichts geschieht, bei ihm? Oder liegt sie bei uns, den älteren, erfahrenen Verkehrsteilnehmern? Wo, wenn nicht auf den Straßen, sind die Kinder mehr der Obhut und der Umsicht der Großen anvertraut? Gibt es doch in den Angaben über das Unfallgeschehen wohl keine schlimmeren Zahlen als jene, die unsere Jüngsten betreffen.



sen dürfen Stollen und Ketten auf den Reifen nicht benutzt werden. Gefahren wird 20 bis 30 Minuten. Das Seil, an dem sich der Skisportler von seinem Vordermann auf dem Motorrad ziehen läßt, bildet den einzigen Kontakt zwischen beiden. Läßt der

„Läufer" los, muß der Kradfahrer bremsen und auf seinen Partner warten. Es liegt am Können des Skifahrers, daß das Hinderrad nicht schleudert. Seit 1974 nimmt Skijöring in der Lettischen SSR (hinter dem ganzjährig betriebenen Motocross) den zweiten Platz im motorisierten Massensport ein. Seit 1982 gehört Skijöring auch zum Programm der Internationalen Polar-Olympiade, die alljährlich im März auf der Kola-Halbinsel stattfindet. 1983 wurde in Riga um den Wanderpokal des ČSSR-Außenhandelsbetriebes MOTOKOV gewetteifert, denn JAWA-Motorräder eignen sich besonders gut für Skijöring. Nach Meinung vieler lettischer Motorsportler sollte Skijöring zum Programm olympischer Winterspiele gehören, denn es ist eine jedermann zugängliche Volkssportart.

Aleksandrs Briedis, Riga

Reifenprobleme

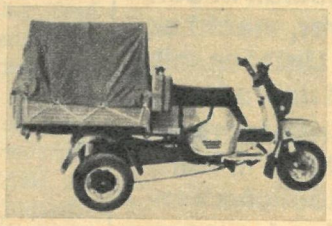
Die DACIA-Vorderachse ist eine Schwachstelle, was die Reifennutzungsdauer anbelangt. Zeigt sich ein Radialreifen von vorn rechts nach der dritten Achsvermessung samt Reifenwenden nach nur 18 000 km Laufstrecke so, noch dazu einseitig abgefahren, wie es unser Foto wiedergibt, dann ist die Werkstatt gefragt. Radwechsel zieht fast zwangsläufig optische Neuvermessung nach sich, die aber will gekonnt sein. Dabei spielen herstellerseitig vorgegebene Werte und Erfahrungen eine Rolle. Beide Vorderräder müssen nicht nur das gleiche Reifenprofil tragen und identischen Luftdruck haben. Sie müssen auch von gleicher Höhe sein. Und die Radgeometrie muß unbedingt stimmen. *SHK*

PS-Nachrichten

DER LEGENDÄRE TOPOLINO aus der Vorkriegszeit lieferte den polnischen FSO-Werken die Idee zur weiteren Zusammenarbeit mit FIAT, um ein neues Einfachauto herauszubringen. Das Modell könnte den derzeitigen Kleinwagen POLSKI FIAT 126p mit Heckmotor ablösen. Trotz seiner geringen Länge (320 cm) soll der Winzling 5 Personen Platz bieten. Die 30 PS des quer eingebauten 700 cm^3-Zweizylindermotors bringen den Wagen auf 120 km/h.

EINE MILLION KAMAS-LKW sind seit dem Serienstart 1977 von den Montagebändern der Kama-Autowerke in Nabereshnyje Tschelny, Tatarische ASSR, gerollt. Im Foto das Jubiläums-Meeting in der Werkhalle.

EIN STRASSENNETZ mit einer Gesamtlänge von 940 000 km steht den 3,234 Millionen in der VR China registrierten Kraftwagen zur Verfügung. Sie verbrauchen in einem Jahr 14,1 Mill. t Vergaser- und 24,2 Mill. t Dieselkraftstoff.



EIN ORIGINAL „PHÄNOMOBIL" Baujahr 1907 aus den Zittauer PHÄNOMEN-Werken wurde kürzlich in Prag entdeckt. Dieses Dreiradfahrzeug war sehr wartungsarm und mit einem Verbrauch bis zu 9 l/100 km für seine Zeit äußerst ökonomisch.

ALS LIEFERFAHRZEUG zur Kleingutbeförderung hat das Tulaer Maschinenbauwerk seinen Motorroller „Murawej" (Ameise – Foto oben) ausgelegt. Geringe Fahrzeugabmessungen und außerordentliche Wendigkeit machen den Kleintransporter zur Versorgung von Läden in Fußgängerzonen, Kiosken und Marktständen nahezu unentbehrlich. Sein 199 cm^3-Zweitaktmotor leistet 9,5 kW (13,0 PS) und schleppt 315 kg Last.

AUF 25 METER ENTFERNUNG muß ein Kraftfahrer deutlich das Nummernschild eines vor ihm fahrenden Kfz erkennen können, sonst hat er eine ungenügende Sehleistung und braucht eine Brille. Nachlassendes Dämmerungssehvermögen und zunehmende Blendempfindlichkeit sind übrigens bei älteren Verkehrsteilnehmern eine der häufigsten Unfallursachen. Die Verkehrsunfallstatistik weist nach, daß nachts nicht nur das meiste, sondern auch das Folgenschwerste passiert.

DER BAU VON RADFAHRWEGEN wurde in den vergangenen fünf Jahren durch das ungarische Verkehrsministerium besonders gefördert. Die Hälfte der entstehenden Kosten müssen von den örtlichen Räten, von Betrieben und landwirtschaftlichen Einrichtungen aufgebracht werden. Vorrang hat gegenwärtig die Anlage von Radfahrwegen in der Gegend des Donau-Knies nördlich von Budapest und am nördlichen Ufer des Plattensees. Auf den Nationalstraßen erster Ordnung ist das Radfahren ebenso wie auf der Schnellstraße zum Budapester Flughafen und auf der Kettenbrücke untersagt.

GESCHWINDIGKEITSBEGRENZUNGEN werden auch am Rand von ČSSR-Straßen durch Schilder angezeigt, die mitunter noch ein Zusatzschild tragen, das Erläuterungen in der Landessprache gibt. So bedeutet „za vlhka i morka" bei Feuchtigkeit und Nässe, während „pri shnehu a naledi" bei Schnee und Eisglätte heißt. Höchstzulässige Geschwindigkeiten in Ortschaften sind 60 km/h, nachts 90 km/h und außerhalb von Ortschaften 90 km/h und auf Autobahnen 110 km/h.

Autos in China

Die Kfz-Industrie in China vereint rund 550 Betriebe mit knapp 770 000 Beschäftigten, die Zubehörindustrie zählt über 2300 Betriebe mit etwa 657 000 Werktätigen. Die Pkw-Produktion stieg von jährlich 24 293 Einheiten (1983) auf 35 100 Einheiten (1987), die Nutzkraftwagenproduktion im gleichen Zeitraum von 215 593 auf 409 900 Einheiten. In der VR China waren Ende 1986 insgesamt 560 000 Pkw (bis zu 10sitzigen Kleinbussen) sowie 2,674 Mill. Lkw registriert. Die Liaoning-Automobil-Industrievereinigung in der gleichnamigen nordostchinesischen Provinz produziert z. B. Transporter und Lkw für Nutzlasten von 800 kg bis 108 t. SY 622-C-L ist die Typenbezeichnung für den 12-Personen-Kleinbus aus der Transporterreihe 620 des zur Vereinigung gehörenden Pkw-Werkes Shenyang (Bild oben). Der Motor sitzt vor der Vorderachse zwischen Fahrer und Beifahrer. Über ein Vierganggetriebe treibt er die Hinterräder an. Zweikreisbremsanlage und eine Hinterradfederung, die Autobahnen wie Landwegen gerecht wird, sind weitere Fahrwerksmerkmale. Der Shenyang – Modell 130 (Bild unten) – aus dem gleichen Werk ist ein Frontlenker, er wird mit drei Radständen und unterschiedlicher Tragfähigkeit (ab 2 t) gebaut. Neben Fahrzeugen mit verschieden langer Ganzmetall-Pritsche gibt es Kipper, Doppelkabiner für Reparaturtrupps und Geologenkollektive, Kofferwagen u. a. m. Zur Industrievereinigung Liaoning gehören Forschungs- und Entwicklungseinrichtungen, die an neuen Motortypen, Elementen der Kraftübertragung, Federsystemen für die landestypisch sehr unterschiedlichen Fahrbahnverhältnisse arbeiten.

SHK

Für Winter-Cross-Piloten nur halb so schlimm: Unsereins sollte solche Straßenlage jedoch tunlichst vermeiden!

Fotos: H. Jakuschka, E. Karklynsch, I. Gradowskis, Archiv Karbaum (2), M. Medwedjew, Sa ruljom, D. Christel, S. H. Karbaum, I. Utkin
Redaktion: Klaus Hurrelmann

Winter-Wunsch: mobile Hoffentlich geht's nicht so glatt!

All die fünf Jahre meiner Haft in der Sowjetunion hindurch habe ich keine Minute unterlassen, mich selbst weiter höchst wichtig zu nehmen. Als wir später in das Sammellager von Chabarowsk überführt wurden, stand uns dort zwar kein Betreuungspersonal zur Verfügung, aber ich hatte auch jetzt noch meine Leute, die mich bedienten. Meine Verwandten richteten mir das Bett, räumten mein Zimmer auf, servierten das Essen und wuschen für mich die Wäsche. Sie wagten nicht, mich offen mit „Majestät" anzureden, titulierten mich aber dafür als „Oberer". Nach alter Gewohnheit erschienen sie jeden Morgen in meinem Zimmer und machten mir ihre Aufwartung. Selbst tat ich keinen Schlag und wollte auch nicht, daß meine Verwandten für andere arbeiteten. Als einmal mein Bruder und meine Schwäger für die übrigen Mitgefangenen die Tische zum Essen herrichteten, fuhr ich ihnen mit einem Verbot dazwischen. Wie durften sich meine Angehörigen zu Dienern anderer erniedrigen!

Um uns Parasiten ein wenig ans Arbeiten zu gewöhnen, wies uns die Lagerverwaltung im Garten kleine Parzellen an, die wir mit Gemüse bepflanzen sollten. Auf dem Beet, das mir und meinen Verwandten zugefallen war, zogen wir grünen Paprika, Tomaten, Eierpflanzen, Bohnen u. a. Die jungen Sprossen mit jedem Tag höher wachsen zu sehen, war für mich eine Überraschung; täglich sorgte ich mit der Gießkanne für die Berieselung, eine Beschäftigung, die mir viel Freude machte. Derartiges hatte ich bisher noch nie empfunden. Aber der wichtigste Anreiz waren bei dieser Arbeit für mich doch die Tomaten und der Paprika, die ich gerne aß. Indes konnte ich trotz dieser neuesten Erfahrung den Gedanken nicht loswerden, daß der Bezug dieser Produkte aus einem Gemüseladen eigentlich immer noch das Bequemere sei.

Die Lagerverwaltung versorgte uns auch mit chinesischen Büchern, um uns zum Studium anzuregen, forderte eine Zeitlang meinen Bruder und meine Schwäger auf, den übrigen Gefangenen die Probleme des Leninismus und die Geschichte der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (Bolschewiki) vorzulesen und zu erklären. Die Erklärer konnten sich auf die rätselhaften Texte keinen Reim machen, und die Zuhörerschaft war die verkörperte Verständnislosigkeit. Ich selbst dachte mir nur dabei, was mich das alles eigentlich angehe.

Das Wort „Hsüähsi" oder „Lernen" war mir damals noch ein unklarer Begriff; es kam an die Realität von Paprika und Tomaten noch nicht heran. Während jeder Lektion saß ich gleich neben dem Vortragspult, wo ich meinen besonderen Sessel hatte. Einerseits hörte ich die „Lehrer" stammeln von Dingen, die ich weder verstand, noch verstehen wollte, wie etwa von „Menschewiki" und „Duma"; andererseits hing ich meinen eigenen Phantastereien nach und überlegte: „Wenn ich in Moskau wohnen kann, oder in London, für wie viele Jahre kann ich dann wohl von meinen Edelsteinen und Schmucksachen leben?" Immerhin brachte ich es fertig, einen eifrigen Hörer zu markieren, während andere recht offenkundig die Nase rümpften.

In Todesangst

Am 31. Juli 1950 traf der sowjetische Eisenbahnzug mit den „Mandschuguo"-Kriegsverbrechern in Suifenho, einer Station an der chinesisch-sowjetischen Grenze, ein.

Vom Besteigen des Zuges in Chabarowsk an war ich von meinen Verwandten getrennt und im Abteil der sowjetischen Offiziere untergebracht worden. Sie hatten für mich Bier und Süßigkeiten bereitgestellt und wußten mir auf der ganzen Fahrt manch schnurrige Geschichte zu erzählen. Nichtsdestoweniger hatte ich das Empfinden, daß sie mich zur Hinrichtung abführten. Ich war fest überzeugt, daß nach meinem ersten Schritt auf chinesischen Boden mein Leben verwirkt sein würde.

Damals existierten in meinem Kopf nur meine Ahnen, aber kein Vaterland; an die Kommunistische Partei vermochte ich nur in Gedankenverknüpfung mit „Sturmfluten und wilden Bestien" zu denken, eine Assoziation zur Zivilisation war für mich unvollziehbar.

Als ich das Gefängnis in Harbin erblickte, wuchs meine Hoffnungslosigkeit erst recht. Es gehörte zum Nachlaß von „Mandschuguo" und ließ uns bedrückend gewahr werden, daß uns nun „mit der gleichen Münze heimgezahlt würde, was andere durch uns gelitten hatten".

Der Plan dieser Gefängnisanstalt stammte von den Japanern, die sie ausschließlich für die Einkerkerung von „antimandschurischen und antijapanischen Verbrechern" bestimmt hatten. Um einen Wachturm breiteten sich fächerartig zwei doppelstöckige Gebäudekomplexe mit den Gefangenenzellen aus. Die Vorder- und Hinterwände der Zellen fehlten, und statt ihrer standen da mächtige Gitter aus ein Zoll dicken Eisenstäben. Die Seitenwände waren aus Beton und ließen nur einen kleinen Raum frei, der zur Not sieben bis acht Menschen fassen konnte.

In meiner Zelle waren wir zu fünfen, so daß der Raum nicht zu knapp erschien, nur mußten wir nach japanischer Art auf dem Boden schlafen. Hier habe ich ungefähr zwei Jahre verbracht. Später hörte ich dann, daß dieses Gefängnis abgerissen worden ist. Zur Anfangszeit unseres Aufenthalts in dieser Anstalt wußte ich noch nicht, daß während des „Mandschuguo"-Regimes nur sehr wenige „Verbrecher" dieses Gefängnis wieder lebend verlassen hatten; aber das kreischende Öffnen und Schließen der Eisengitter war schon zu viel für mich: Unablässig gemahnten mich die metallenen Geräusche an Tortur und Erschießung.

Das Lesen der Zeitung und von Schriften schien mir nur deshalb vorgeschrieben zu sein, damit wir die Zeit damit totschlügen und nicht auf dumme Gedanken kämen. Ich hielt es für wirklichen Unsinn, daß die Lektüre einiger Bücher das Denken eines Menschen umformen könnte. Eines Tages sagte uns der Kader, der die Lektionen vortrug: „Ich habe darauf hingewiesen, daß es zur Umerziehung des Denkens an erster Stelle notwendig ist zu erkennen, was man eigentlich für Gedanken bisher gehegt hat. Jedermanns Denken hängt notwendig mit seiner Herkunft und seinem Lebenslauf zusammen. Um nun die Umerziehung des Denkens auszuführen, denke jeder einmal objektiv und ohne geringsten Vorbehalt über seinen eigenen Lebenslauf nach und beschreibe sein eigenes Leben."

Schachteln kleben

Von Ende 1950 bis ins Frühjahr 1951 hatte ich das Buch „Was heißt Feudalismus?" gelesen; wäre aber nicht eine Zeitlang körperliche Arbeit (sowohl im täglichen Lebensablauf als im Rahmen der Produktion) hinzugekommen, verstünde ich heute noch nicht, welche Übel der Feudalismus verursacht hat. Was heißt Feudalismus? Erst zwei Jahre nach der Lektüre jenes Buches, das heißt, während des Frühjahrs 1953, als ich Schachteln klebte, habe ich in Wahrheit auf diese Frage meine eigene Antwort gefunden. Im Frühjahr 1953 kam die Gefängnisleitung mit einer Harbiner Bleistiftfabrik überein, daß wir Häftlinge einen Teil der Bleistiftschachteln kleben sollten. Von da an lernten wir täglich vier Stunden, und vier Stunden wurde gearbeitet. Die Gefängnisleitung sagte dazu, daß sie auf diese Weise einen Ausgleich in unseren Lebensablauf bringen möchte, und ferner könne uns, die wir noch niemals gearbeitet hätten, ein wenig derartiger Beschäftigung nicht schaden. Wie sehr dieser letzte Satz auf mich zutraf, war mir anfänglich noch vollkommen verschlossen.

Natürlich hatte ich noch nie zuvor eine Bleistiftschachtel zusammengeklebt, selbst zum Anspitzen meiner Bleistifte hatte ich niemals die Hand gerührt. Was ich von Bleistiften wußte, waren nur die Bilder einiger Fabrikmarken: die Venusmarke zeigte eine armlose Frau, und ein gewisses deutsches Fabrikat trug einen Hahn usw. Den Schach-

FREIE WELT — Serie 3

Leben lernen

Pu Yi, 1906 geboren, hatte ein bewegtes Leben: Mit zwei Jahren als letzter Kaiser von China auf den Thron gehoben, mit sechs von der Republik zur Abdankung gezwungen, mit siebzehn aus seiner weltfremden Welt in der Verbotenen Stadt verjagt. Der Wunsch, wieder Kaiser zu sein, verfolgte ihn ins Exil. Die Japaner, die ab 1931 Teile Chinas besetzten, machten ihn zum Marionettenkaiser des nordostchinesischen „Staates Mandschuguo". Spielball in den Händen anderer, macht er sich an deren Untaten mitschuldig. Fünf Jahre lang ist Pu Yi als Kriegsverbrecher in der UdSSR in Haft, 1950 wird er, tödliche Vergeltung fürchtend, an China ausgeliefert. Doch erwartet ihn eine schwere, geduldige Umerziehung (Foto oben: in den letzten Jahren finden Exkursionen der Häftlinge statt, hier in ein Bergbaurevier – Pu Yi in der Mitte). 1959 wird er begnadigt und stirbt 1967 als geachteter Bürger der Volksrepublik China. FREIE WELT druckt Auszüge aus der im Verlag für fremdsprachige Literatur Peking erschienenen Autobiographie des Pu Yi.

teln hatte ich nie Aufmerksamkeit geschenkt, noch weniger wußte ich, daß das Kleben einer solchen Schachtel soviel Arbeit machte. Andere hatten bereits eine ganze Menge Schachteln fertig, während meine erste mir immer noch nicht aus den Händen wollte und keiner zu definieren vermochte, ob es nun eine Schachtel oder irgend etwas anderes war.

Nach Feierabend verwandte die Gefängnisleitung einen Teil der Arbeitsvergütung vom Vortage und kaufte einiges Zuckerwerk, das an uns ausgeteilt wurde. Zum erstenmal in meinem Leben genoß ich den Ertrag meiner eigenen Arbeit (mochte meine Leistung auch die allergeringste sein), darum empfand ich, daß die zugeteilten Bonbons mir süßer schmeckten als jegliche anderen zuvor.

Leiden und Haß des Volkes im Nordosten

Von dem Elend, das die japanischen Eindringlinge über Nordostchina gebracht hatten, war mir früher noch nie eingehend erzählt worden, und ich selbst hatte mir in dieser Hinsicht keine Mühe gegeben, Genaueres zu erfahren. Etwas mehr wußte ich allerdings von dem Haß, der die Nordostbevölkerung erfüllte, aber das hatte ich als eine Angelegenheit abgetan, die nur zwischen dieser Bevölkerung und den Japanern existierte und mit mir nichts zu tun hatte. Die Dinge lagen schon zehn und mehr Jahre zurück, aber erst jetzt erwachte ich aus meiner Gleichgültigkeit und empfand zum erstenmal ihren belastenden Ernst.

Die Leute der Untersuchungskommission hielten uns einmal einen speziellen Vortrag über einen Teil der Ermittlungen, die sie bezüglich der japanischen Verbrechen im Nordosten eingezogen hatten.

Zuerst zweifelte ich noch etwas an dem, was ich da zu hören bekam. Da wurden nach vorläufigen Statistiken Zahlen genannt, von Greueltaten, Morden, mit Opium bebauten Ackerflächen, Opiumrauchern, Profiten aus dem Opiumhandel usw.: schrecklich anzuhörende Fakten. Die Beschreibung der Mordtaten und der Details von Verbrechen ließ mich erst recht erschaudern. Erschüttert fragte ich mich: „Stimmt das wirklich alles? Wenn es wirklich wahr ist, wie konnte ich nichts davon wissen, warum haben meine Brüder, Schwäger, Neffen und die Leute meines Gefolges mir nichts davon gesagt?“

Der „Fünfjahrplan für die Produktionsentwicklung“ war darauf abgestimmt gewesen, die Naturschätze des Landes in japanische Hände zu bringen; die Opiumpolitik hatte das Volk vergiften sollen; andere Maßnahmen hatten zum Ziel gehabt, Getreide und andere Bedarfsgüter aus dem Volk herauszupressen als Beitrag zu den Vorbereitungen für den Pazifischen Krieg. Später ließ uns das Staatsanwaltspersonal ununterbrochen Untersuchungsmaterial zukommen, ferner Statistiken und Anklageschriften der nordostchinesischen Bevölkerung. Ich bekam ein immer deutlicheres Bild von den Zuständen, die seinerzeit in den Gefängnissen von Nordostchina geherrscht hatten. Ich sah schließlich ein, daß zu der Zeit, da ich mich vor der japanischen Guandung-Armee gebeugt und ihr geschmeichelt hatte und bestrebt gewesen war, mir meinen „Ehrentitel“ zu erhalten, daß damals unzählige gute Menschen aus dem Volk eines unglücklichen Todes gestorben waren; ich erkannte, daß zur selben Zeit, als ich ungestört dahinlebte, ungezählte Patrioten in offenem Widerstandskampf in die Arena getreten waren und ihr Blut vergossen hatten.

Arbeit und Optimismus

1957 haben wir zum erstenmal mitgeholfen, die Kohlen ins Innengelände des Gefängnisses zu schaffen und Briketts zu machen. Ich war bereits körperlich viel besser daran als zuvor. In meiner Zelle waren der Alte Wang, der Mongole Dscheng, ein Marionettengeneral und ich die Jüngsten; darum übernahmen wir vier auch alle schwerere Arbeit. Für mich war das ein gutes Training; mein Körper wurde kräftiger, und alle meine früheren Unpäßlichkeiten verschwanden.

Beim Brikettmachen übernahm ich die ziemlich anstrengende Aufgabe des Kohlentragens. An diesem Tag nahm auch der Gefängnisdirektor mit einigen anderen Kadern an der Arbeit teil, daß diese mit Schwung von der Hand ging. Kurz vor Arbeitsschluß trugen der Alte Hsiän und ich noch drei Extrakörbe voll Kohlen heran.

Als wir die Arbeitsgeräte ablieferten, hörte ich den Wärter Wang einem Kollegen sagen:

„Wie ich sehe, packt Pu Yi die Arbeit mit Ernst an, nicht, um nur Eindruck zu machen.“

Der Alte Hsiän und ich stellten unseren Korb nieder und langten uns unsere Jacken von dem Baum, wo wir sie aufgehängt hatten. Der Gefängnisdirektor fragte lachend:

„Pu Yi, hält deine Schulter die Tragstange auch aus?“

Ich schaute auf die Schulter und entgegnete: „Sie schmerzt nicht und ist auch nicht angeschwollen, sie ist nur etwas rot geworden.“

„Wie steht's jetzt mit dem Appetit?“

„Drei große Schüsseln Reis oder gut dreißig große Djiaodsi.“

„Keine Schlaflosigkeit?“

„Sobald ich mich hinlege, schlafe ich auch schon; von Krankheit keine Spur mehr.“

Alle Anwesenden, Kader und Mitgefangene, brachen in herzliches Lachen aus, aber dies war nicht mehr das spöttische Lachen von früher. Ich spürte, die Tage des Verlachtwerdens lagen hinter mir. Auch auf anderen Gebieten ging es mit mir voran, beispielsweise beim Studium der Politischen Ökonomie und des Historischen Materialismus; alles war für mich weniger anstrengend als zuvor, und was die Ordnung und Sauberkeit meiner Kleidung anging, hatte sich mein Abstand von den anderen ebenfalls erheblich verringert. Aber bei körperlicher Arbeit empfand ich doch die größte Zuversicht. Solange man mich nicht zu so delikaten Aufgaben heranholte wie Papierblumen schneiden, rangierte ich stets in der ersten Klasse, und in dieser Hinsicht mußten sogar jene, die beim theoretischen Lernen die Besten waren, vor mir den Hut ziehen.

Ein neues Kapitel

Schriftliche Bekanntmachung des Obersten
Volksgerichtshofes der
Volksrepublik China über
Sonderbegnadigung

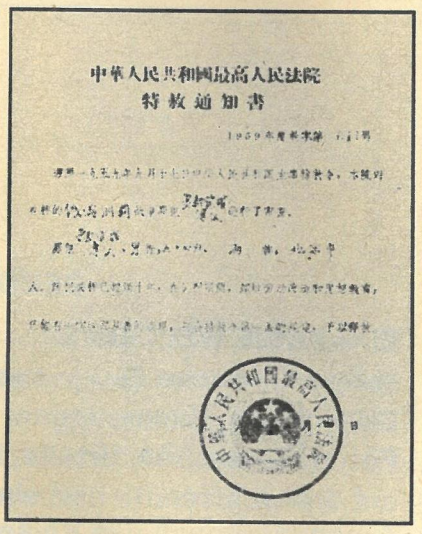
Entsprechend dem Sonderamnestiebefehl des Vorsitzenden der Volksrepublik China vom 17. September 1959 hat dieser Gerichtshof den Fall des sich in Haft befindlichen „Mandschuguo“-Kriegsverbrechers Aisin-Gioro Pu Yi untersucht.

Der Kriegsverbrecher Aisin-Gioro Pu Yi, männlichen Geschlechts, 53 Jahre alt, mandschurischer Nationalität, geboren in Peking, hat sich nun zehn volle Jahre in Haft befunden. Während dieser Haftzeit hat er infolge von Umerziehung durch körperliche Arbeit und ideologische Belehrung bereits Beweise untrüglicher Besserung erbracht. Dadurch entspricht er dem Artikel I der Sonderamnestie und wird hiermit freigelassen.

Der Oberste Volksgerichtshof
der Volksrepublik China

Ausgefertigt am
4. Dezember 1959

Der Zug ratterte dahin. Draußen breitete sich eine schneebedeckte Ebene aus, glanzerfüllt und weit, sich vor mir entfaltend wie meine eigene Zukunft. Im Zuge selbst war ich umgeben von fröhlichem Werkvolk. Das war das erste Mal in meinem Leben, daß ich mit werktätigen Menschen beisammensaß und den gleichen Personenzug benutzte. Bald würde ich auch zusammen mit ihnen leben, gemeinsam mit ihnen am Aufbau arbeiten und einer von ihnen sein, nein, jetzt schon war ich einer von ihnen!


中華人民共和国最高人民法院
特赦通知書

Urkunde über die Entlassung aus der Haft

Im März 1960 wurde ich im Botanischen Garten zu Peking angestellt, der zum Institut für Botanik an der Chinesischen Akademie der Wissenschaften gehört. Hier verwandte ich meine Zeit halb auf Arbeit, halb auf Studium. Das war eine Vorstufe für meine kommende Arbeit. Unter der Anleitung des technischen Personals lernte ich im Treibhaus Samen säen, Setzlinge pflegen und umpflanzen u. a.; die übrige Zeit widmete ich dem Studium und bisweilen auch der Niederschrift des Buches...

Während der ersten Hälfte meines Lebens war mir der Sinn des Wortes „Familie“ verschlossen geblieben; die ersten Regungen eines Familiengefühls hatten sich in den letzten Fuschuner Jahren eingestellt. Ich lebte noch gar nicht so lange im Botanischen Garten, als ich empfand, ein neues Zuhause gefunden zu haben, da die Atmosphäre, in der ich hier lebte, so freundlich und vom Geist der Zusammenarbeit erfüllt war. Im März 1961 beendete ich meine Vorbereitungszeit und übernahm den Posten, auf dem ich dem Volk dienen sollte: Ich wurde zum Mitarbeiter für literarisch-geschichtliche Fragen in der Kommission für Geschichtsmaterialien bei der Politischen Konsultativkonferenz des Chinesischen Volkes ernannt.

In dieser Stellung arbeite ich an Stoffen über die Geschichte der ausgehenden Tjingzeit und der Beyang-Periode. Häufig stieß ich dabei auf bekannte Namen und historische Ereignisse, mit denen ich verbunden war. Die Autoren waren in den meisten Fällen Mithandelnde oder Augenzeugen der Vorkommnisse gewesen, die sie beschrieben; sie und ich waren alle Zeugen der Geschichte jener Zeit.

Ende

Deutsch von P. Hüngsberg
Fotos: Autobiographie Pu Yi

In den sechziger Jahren noch einmal Hochzeit: Pu Yi und seine fünfte Frau (am Tisch in der Mitte) feiern mit Freunden und Verwandten.

6

ZEUGENVERNEHMUNG

Eine FREIE WELT-Serie: zeitgenössische Zeugnisse deutscher Zustände – Dokumente, Erinnerungen, Fotos; Tatsachen, Urteile, Meinungen. Rückblick auf drei Jahrzehnte und ein Jahr: vom Zusammenbruch des Kaiserreichs im November 1918 bis zur Gründung der DDR im Oktober 1949

Die Veranstalter beweisen Sinn für Pointen: Das große Spektakel beginnt am 18. Januar 1919 im Spiegelsaal des Schlosses zu Versailles, auf den Tag 48 Jahre nach der Ausrufung des deutschen Kaiserreichs in eben diesem Saal. Im Mai liegt der Vertrag auf dem Tisch. „Die Stunde der Abrechnung ist da", sagt Frankreichs Ministerpräsident Clemenceau.

Die Rechnung, die den Deutschen präsentiert wird, ist lang und teuer. Verloren Provinzen und Kolonien, Handelsflotte und Bodenschätze, besetzt das Ruhrgebiet, abgespalten das Saarland, abzuliefern Pferde, Kühe, Schafe, Kohle, Benzol, Ammoniak, zu zahlen Reparationen in Größenordnungen, die das Vorstellungsvermögen des normalen Bürgers weit überfordern. Außenminister Brockdorff-Rantzau wird „von Entsetzen gepackt", Scheidemann, sein sozialdemokratischer Kanzler, vermutet, daß die Hand, die unterschriebe, verdorren werde. Beide treten zurück. Walther Rathenau, Chef der AEG, bricht in Tränen aus. Unter dem „vernichtenden Eindruck" schließt die Berliner Börse für drei Tage. Außerdem verkündet die Reichshauptstadt Landestrauer mit Tanzverbot. Das lauteste Geschrei erheben, wer sonst, diejenigen, die längst jeglichen Anspruch eingebüßt haben, über Moral zu rechten, die am Krieg mitschuldigen Herren von der alldeutschen Vaterlandspartei, Generale vom Schlage Ludendorffs, die Konzernherren Krupp und Stinnes nicht zu vergessen, die, ein gutes Jahr ist erst vergangen, dem revolutionären Rußland die Gewalt antaten, die jetzt in Versailles auf sie zurückschlägt. Räuber nennt Lenin die Friedensmacher von Versailles, und es ist ihm nicht zu widersprechen. Clemenceau will Revanche für 1871, Beute und ewige Sicherheit für Frankreich, und das alles verbrämt mit Selbstgerechtigkeit und Heuchelei. Die materiellen Folgen des diktierten Friedens sind schlimm, die politischen schlimmer. Denn dieser Vertrag mit all seinen Ungerechtigkeiten und Ungereimtheiten liefert dem deutschen Revanchismus Munition frei Haus. Hitler hat von Versailles gelebt, vor 1933 und danach.

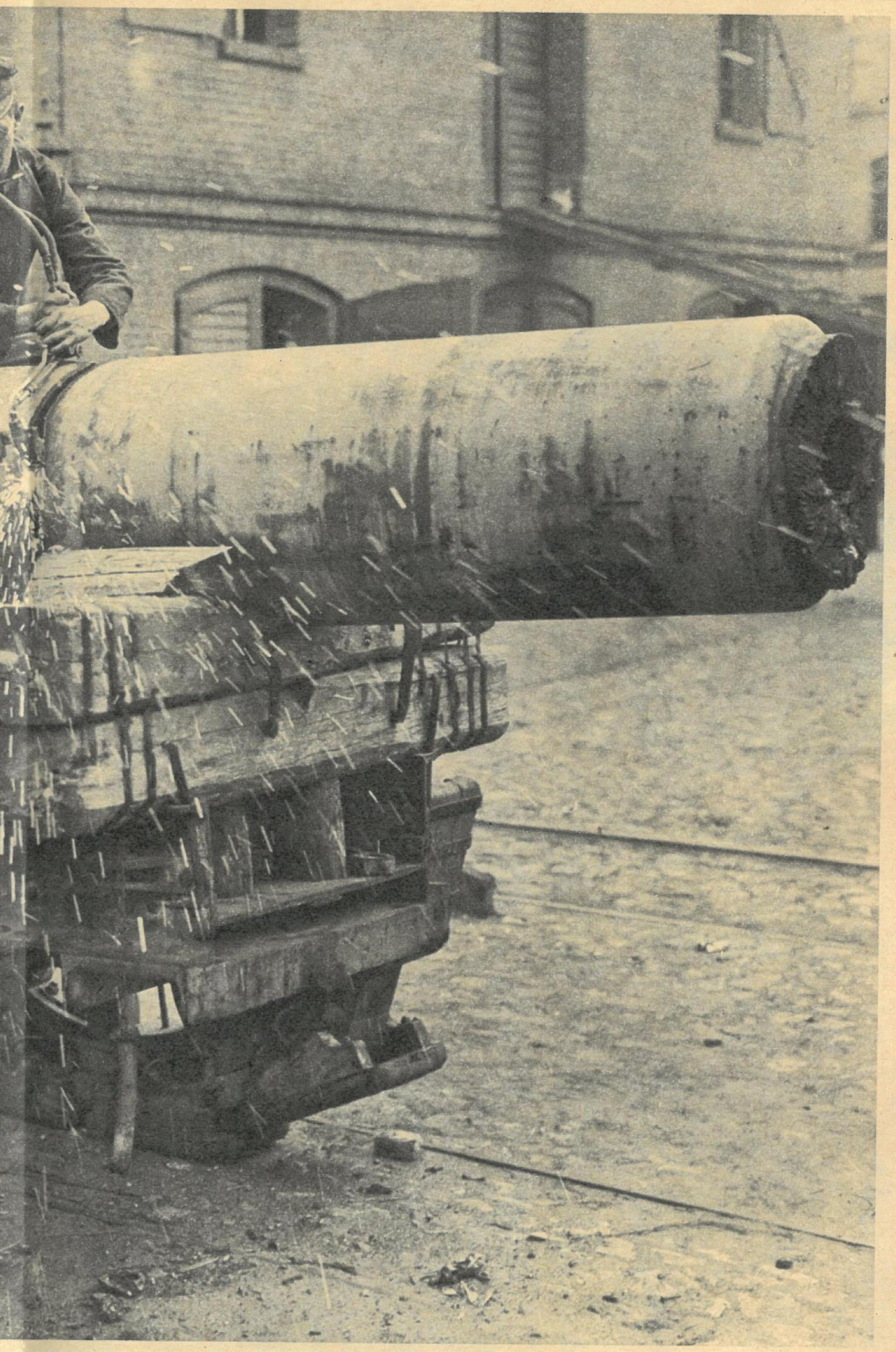
„... das unfehlbarste Mittel, den kommenden Frieden in bloßen Waffenstillstand zu verwandeln": Karl Marx über den Frankfurter Frieden, der 1871 den Deutsch-Französischen Krieg beendete. Das Wort gilt auch für Versailles. Nicht die Hand, die unterschrieb, der Friede verdorrte.

Jürgen Jessel

Lesenswertes zu unserem Beitrag: Boris Urlanis, Bilanz der Kriege, Berlin 1965. Helmut Otto, Der erste Weltkrieg, Dokumente. Berlin 1983.

Die „Großen Vier" (Bild unten links v. l. n. r.: Lloyd George, Orlando, Clemenceau, Wilson zwangen das besiegte Deutschland im Versailler Vertrag zur Abrüstung. Verboten waren Panzer, Flugzeuge, U-Boote, größere Kriegsschiffe, schwere Artillerie (Bild oben: Demontage einer großkalibrigen Kanone). Das verbliebene 100 000-Mann-Heer nutzte jede Möglichkeit, den Vertrag zu hintergehen. Bevor Hitler Panzer bauen ließ, behalf sich die Reichswehr mit Attrappen (Bild unten rechts).

Fotos: FW-Archiv



Die Stunde der Abrechnung

Dieser Krieg, mit der frechsten Lüge der Weltgeschichte – der vom schmählichen Überfall – begonnen, stellt endlich, nach vierjähriger Häufung von Lüge, das deutsche Proletariat vor die nackte Tatsache, daß Deutschlands Imperialismus politisch und militärisch vernichtend geschlagen ist.

Die Spartakusgruppe am 7. 10. 1918 zur Bilanz des ersten Weltkrieges

Diese Friedensbedingungen erdrücken den neudeutschen Imperialismus, sie erdrücken aber zugleich die kommende proletarische Revolution…

Aus den Leitsätzen der KPD über den Frieden am 19. 5. 1919

…zahlt Deutschland während der Jahre 1919, 1920 und der ersten vier Monate von 1921 (in Gold, Waren, Schiffen, Wertpapieren oder anderswie) den Gegenwert von zwanzig Milliarden Mark Gold…

Aus den vorläufigen Reparationsbedingungen des Versailler Vertrages

„Der Versailler Frieden hat selbst den Einfältigen und Blinden, selbst der Masse der Kurzsichtigen gezeigt, daß die Entente ein ebenso blutiger und schmutziger Räuber war und geblieben ist wie Deutschland."

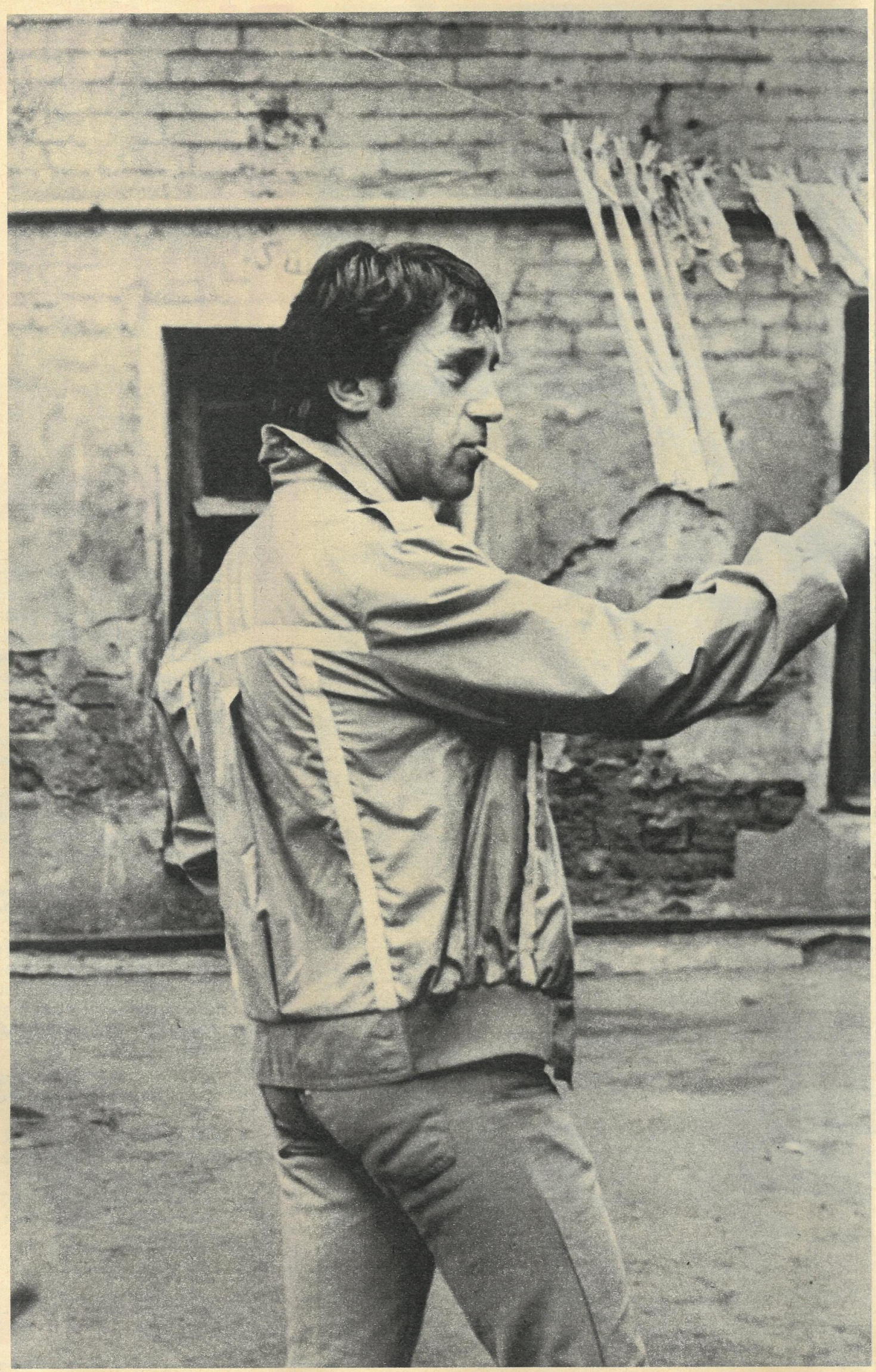
Lenin 1919

Andrej Wosnessenski über Wladimir Wyssozki:

Etwas langsamer, ihr Pferde, etwas langsamer… Doch die Pferde galoppierten, und wie sie mit ihm galoppierten!

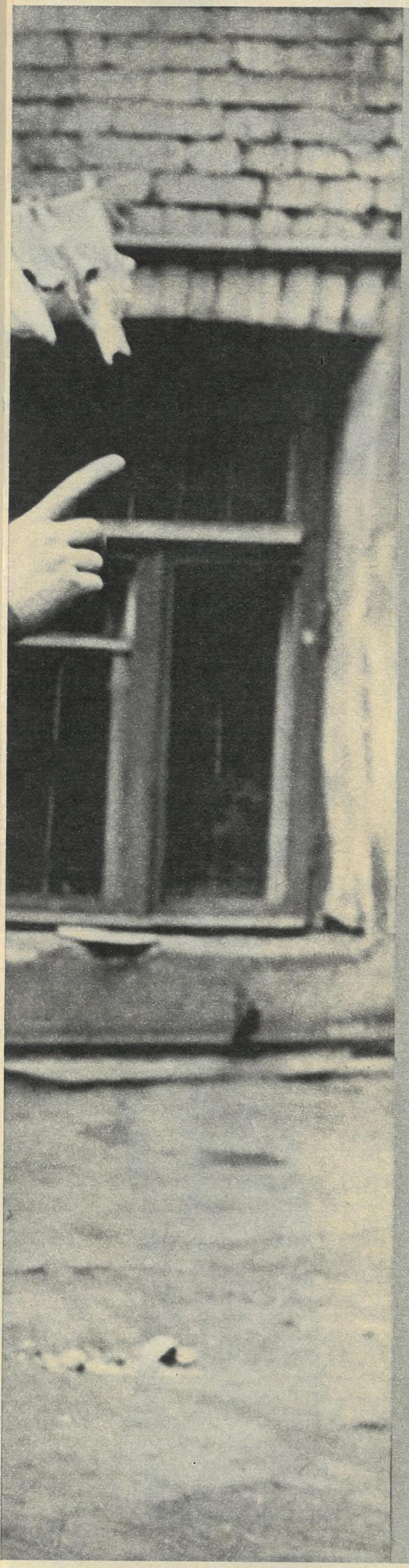
In ihm hatten die Randbezirke und Hinterhöfe der Stadt, das allzu rasch in Asphalt gegossene Rußland ihre Stimme gefunden – die gleiche russische Stimme wie Jessenin, nur nicht bäuerlicher, sondern neuer, städtischer Art. Daher seine Wirkung auf den Kraftfahrer, den General, auf die Schauspielerin – die Kinder des umgebauten Landes. Wer sagt, Naturtalente würden nur an Bächen, in lauschigen Hainen, in den Wäldern von Murom geboren? Nur Schäfer und Hirtenknaben seien die Auserwählten des Volkes? Das Volk wohnt auch in den Städten. Wyssozki ist ein Naturtalent. Er wurde zur lebenden Legende von heute, einer von Mund zu Mund gehenden Sage, zum Märchen der Durchgangshöfe…

„Etwas langsamer, ihr Pferde, etwas langsamer…“ Ein großes Lied. Wenn er zu singen begann, wurde einem angst und bange um ihn. Sein Gesicht bekam eine ekstatische Blässe, die Stirn bedeckte sich mit Schweiß, die Stirnadern schwollen, die Kehle spannte sich, die Halssehnen traten hervor. Es sah aus, als sollte diese Kehle im nächsten Moment reißen, so aus Leibeskräften, so mit allen Adern und Fasern warf er sich in sein Lied…



Wladimir Wyssozki lebte nur 42 Jahre, er starb 1980. Mit einem demnächst erscheinenden Band „Zerreißt mir nicht meine silbernen Saiten“ erschließt der Aufbau Verlag diesen streitbaren Dichter in Nachdichtungen von Reinhold Andert, Klaus-Peter Schwarz, Rolf Bräuer und Dietmar Hochmuth. Eine Schallplatte, die der zweisprachigen Lieder- und Gedicht-Sammlung beigelegt ist, erinnert an seine unverwechselbare Stimme.

Foto: W. Muraschko



Wladimir Wyssozki:

Meine ungestümen Pferde

Dicht am Abgrund, auf dem Grat, ganz kurz vorm Sturz ins Nichts hinab,
Peitsch ich, schlag ich, jag ich meine Pferde los in wildem Trab,
Atme Nebel, sauf den Wind und spür erschreckt: die Luft wird knapp,
Und ich fühl voll Angst und Wollust: Ich stürz ab, ich stürz hinab!

Etwas langsamer, ihr Pferde, etwas langsamer!
Nicht so schnell, peitscht man euch noch so sehr!
Woher hab ich nur so ungestüme Pferde, woher…
Denn so schaff ich mein Leben, mein Lied nimmermehr.

Tränk die Pferde im Trab,
Schaff mein Lied noch ganz knapp –
Doch wie lang halt ich durch kurz vorm Sturz
tief hinab?

Es ist aus: Wie Staub wird mich der Sturm, so leicht wie Flaum verwehen,
In der Früh dann werden sie mich im Galopp im Schlitten ziehen.
Meine Pferde! Könnt ihr nicht dies eine Mal nur ruhiger gehen,

Nur auf diesem letzten Weg, dem Weg zum letzten Obdach hin!
Etwas langsamer, ihr Pferde, etwas langsamer!
Hört auf Peitsche und Knute nicht mehr!
Woher hab ich nur so ungestüme Pferde, woher…
Macht mein Leben mir doch, mir mein Lied nicht so schwer!

Tränk die Pferde im Trab,
Schaff mein Lied noch ganz knapp –
Doch wie lang halt ich durch kurz vorm Sturz
tief hinab?

Wir sind pünktlich da. Nach Gottes Fahrplan kommt man nie zu spät.
Ich weiß nicht, warum die Engel mit so bösen Stimmen singen –
Oder ist es nur das Glöckchen, das wie Schluchzen leis verweht?
Oder schrei ich auf die Pferde ein, um sie zum Stehn zu bringen?

Etwas langsamer, ihr Pferde, etwas langsamer!
Fänd mein Flehen bei euch doch Gehör!
Woher hab ich nur so ungestüme Pferde, woher…
Denn so schaff ich mein Leben, mein Lied nimmermehr.

Tränk die Pferde im Trab,
Schaff mein Lied noch ganz knapp –
Noch ein Stück halt ich durch kurz vorm Sturz
tief hinab.

1972 Nachdichtung: Rolf Bräuer

Steinskulpturen aus Simbabwe auf Reisen durch sozialistische Länder Europas

Geister mit Flügeln

Rätselhaft ist der Simbabwe-Vogel. Doch beim alltäglichen Umgang mit ihm denkt man über sein Geheimnis nicht nach: Im Staatswappen des Landes im südlichen Afrika hat er seinen Platz, auf Geldscheine ist er gedruckt und auf Münzen geprägt, Firmen werben mit seinem Bild, kaum ein Tourist, der nicht eine Nachbildung mit nach Hause nähme. Hat er die Gestalt einer Taube oder eines Adlers, Hakenschnabel und Krallen oder menschliche Lippen und Füße, ist er Verherrlichung göttlicher oder weltlicher Macht oder einfach nur **das** Bild aller Vögel? Archäologen haben ihn am Ende des vorigen Jahrhunderts in achtfacher Ausfertigung gefunden, in Seifenstein geschnitzt, an die dreißig Zentimeter hoch, auf meterhohen Sockeln thronend in der steinernen Ruinenstadt Great Zimbabwe, dreihundert Kilometer von der heutigen Hauptstadt Harare entfernt in einem Tal.

Europäisches Vorurteil und unwissenschaftliche Oberflächlichkeit zunächst, später weiße Arroganz gegen besseres Wissen haben Groß Simbabwe – dzimba dza mabwe heißt Haus aus Stein – alle möglichen Ursprünge und Gründer bis zu den Phöniziern und der Königin von Saba zugewiesen; nur schwarzafrikanisch durften sie nicht sein. Doch wurde die Stadt, mit dazumal zehntausend Einwohnern, mit komplizierten sozialen Strukturen, Handel treibend mit Arabien, dem Mittleren, dem Fernen Osten, tatsächlich vom Volk der Shona gebaut, dessen alte Kultur ihre Blüte im dreizehnten, vierzehnten, fünfzehnten Jahrhundert erlebte.

Die Shona heute sind die größte Völkerschaft Simbabwes. Ihre neue Kultur knüpft an die einstmals unterbrochenen Traditionen an und leistet einen Beitrag zum nationalen Selbstbewußtsein des seit 1980 unabhängigen jungen Staates. Fast unbeein-

1

2

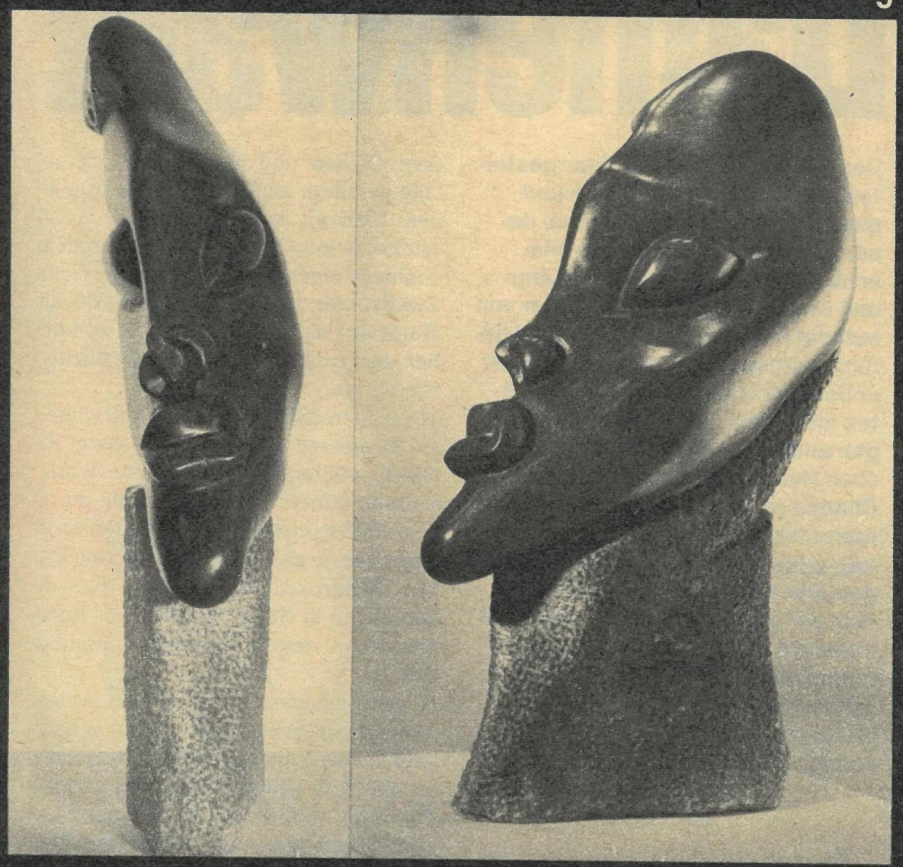
1 F. Akuda. Zwei Tanzende
2 L. Chiwawa. Lebendiger Hase
3 D. Macheka. Frau und Wassergeist
4 B. Takawira. Anmutige Dame
5 C. Musonza. Kopf des Försters (zwei Ansichten)

3

4

J. Leon.
Scharrender Vogel

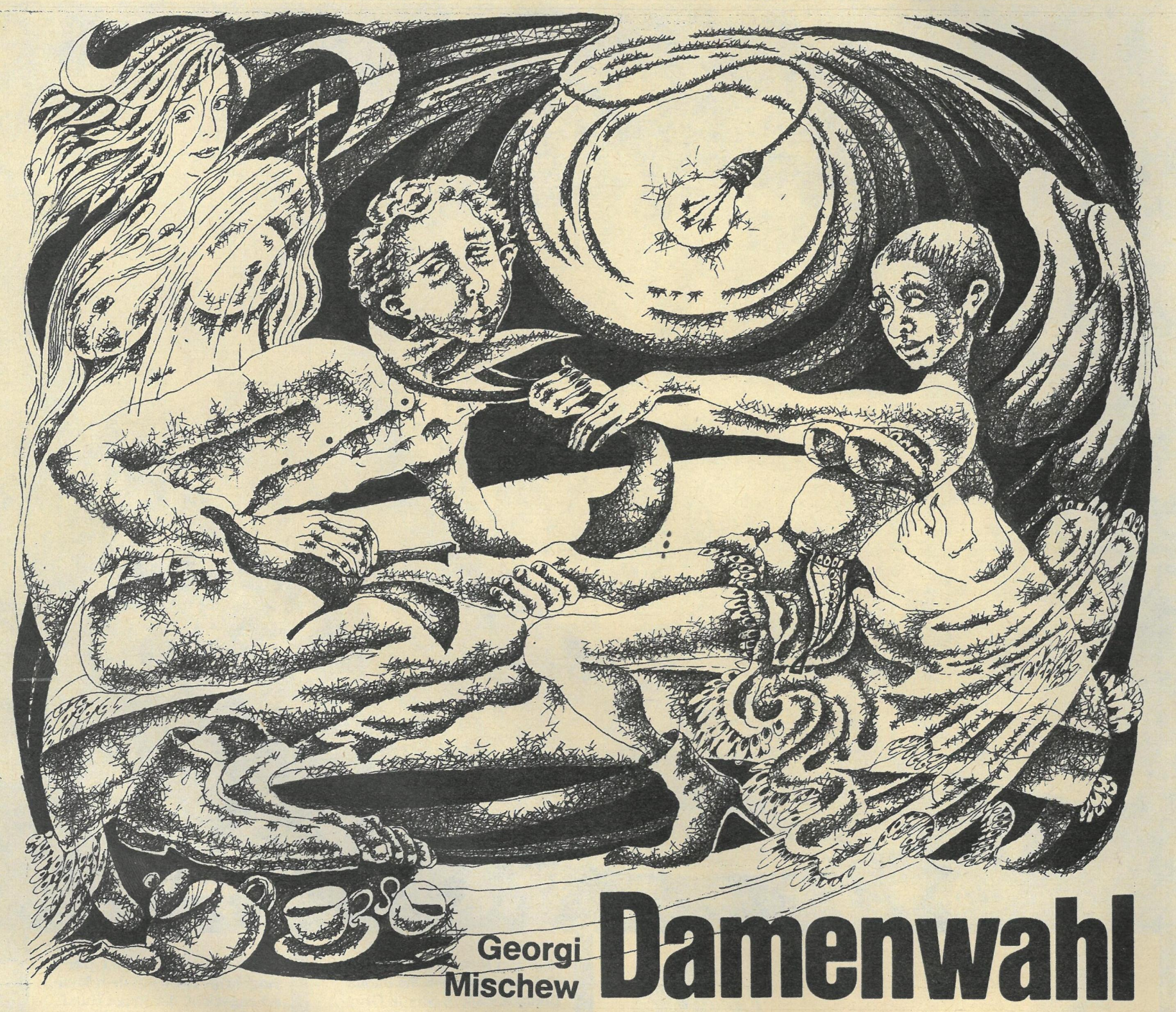
5



flußt von Kunstwerken anderer Kulturkreise leben die Shona-Bildhauer allein oder in Gruppen meist abseits der Städte im Innern des Landes. Ihre Schöpfungen entsteigen ihrer Alltagswelt und uralten geistigen Quellen, den mythologischen Geschichten vom Verwobensein des Menschen mit der Natur, dem Glauben, von den Geistern der Ahnen in den Körpern der Tiere und in den Gegenständen stets umgeben zu sein. Wie zu diesen Überlieferungen, so haben die Künstler auch zu ihrem stofflichen Material eine natürliche „familiäre" Beziehung. So entstehen aus dem dunklen – schwarzen, grünen, braunen, oft mit Einsprenkelungen und Äderungen anderer Farbe durchsetzten – Schlangenstein (Serpentin) die phantastischen, schlicht-vollkommenen Gebilde, die man mit Kopf und Händen begreifen möchte und von denen man doch meist nur eine Ahnung festhalten kann. Der langohrige Hase mit dem Menschengesicht, der junge Hund, der Kopf der Axt und die Messerspitze, die Pythonschlange und immer wieder Geflügeltes – Eule, Hahn, Fischadler, ängstliche Ente, Zwillingsvögel – muten uns geheimnisvoll, aber nicht abweisend fremd an, wie auch die einfachen menschlichen Gestalten und Gesichter der afrikanischen Königin, der nachdenklichen Zauberin, der weisen Tante, des Friedensstifters und des Mannes, der sich am Ohr kratzt.

Die Nationalgalerie Harare hat für acht sozialistische Länder Europas aus ihrer inzwischen weltweit berühmten Überseesammlung eine Ausstellung von achtundsechzig Shona-Skulpturen zusammengestellt, die in Erfurt gezeigt wurde und demnächst in Berlin zu sehen ist.

Constanze Treuber (Text)
Detlef Christel (Fotos)



Georgi Mischew

Damenwahl

Am nächsten Tag war mein Freund Ritscho pünktlich. Er kippte einen Gin im Stehen und nickte mir zu: Abmarsch, alles ist bestens, jetzt darf nicht gebummelt werden! Wir liefen an der Stara Bara entlang flußaufwärts, bis wir den Stadtrand erreicht hatten, ließen den Friedhof von Stan Chan hinter uns und schlugen uns quer über ein Feld mit Pflaumenbäumen. Mitten zwischen den Bäumen, bis zu den Felgen im Erdreich, stand ein blauer Wohnwagen, wie man sie für gewöhnlich auf Baustellen antrifft. Bloß daß hier weit und breit nicht die Spur von einer Baustelle war; anscheinend erfüllte der Wagen nunmehr eine andere Funktion und diente seinen Besitzern als Wochenendhaus. Er war von sorgsamer Hand hergerichtet worden, das fiel auf: Dachplatten aus Aublech sauber gespannt und an den Kanten umgebogen, alle Metallteile der tragenden Konstruktion mit Bootslack gestrichen, sogar eine Heizung war vorgesehen, das zeigte der kleine Schornstein mit eleganter Abdeckung. Kein Zweifel, die sorgsame Hand gehörte Ritscho.

„Hat der Marschall vom Baubetrieb bekommen. Für zwanzig, dreißig Lewa, damit sie einen Beleg haben. Und ich habe ihn überholt, von Grund auf. Alles drin, was ein Junggeselle braucht, nur eine Sanitärzelle konnte ich beim besten Willen nicht hintricksen, darum habe ich das Klo hier draußen hingebaut…“

Er entfernte sich fünf Schritt, trat hinter eine Rosenhecke, wo das Dach des entsprechenden Häuschens hervorlugte, verweilte dort einen Moment und kam mit einem Schlüssel zurück.

Die Tür war an der Rückseite, so wie bei Zirkuswagen, eine Treppe mit drei Stufen führte auf eine Plattform, von der man in das mit Miniaturmöbeln wie in einem japanischen Haus eingerichtete holzgetäfelte Zimmer trat. Allein das Bett hatte seine traditionellen Maße bewahrt und wirkte zwischen den kleinformatigen Stühlchen, dem Tischchen,

Der Bulgare Georgi Mischew gestaltet mit Vorliebe die sozialen und psychologischen Wandlungen, denen die Menschen an der Grenzscheide zwischen Balkan-Gebirge und Donautiefebene im Zeitalter von Industrialisierung und Computerisierung ausgesetzt sind. Dabei weiß er unbestechlich-kritisches Beobachten mit einem hinterlistigen, grimmigen und dennoch menschenfreundlichen Humor zu vereinen, dessen Charme auch über Mischews Filmszenarien der bulgarischen Kinematographie internationalen Ruf eintrugen. Der Roman „Damenwahl“, aus dem wir einen Auszug vorstellen, ist ebenfalls die Prosafassung einer erfolgreichen Filmvorlage und erscheint in der Übersetzung von Wolfgang Köppe im Eulenspiegelverlag.

dem Öfchen und der Mini-Kleiderablage geradezu eindrucksvoll. Es trug einen Überzug aus goldfarbener Polyesterseide mit Ornamenten wie auf dem Umhang einer Zarin, und ohne jeden Zweifel war sein Selbstbewußtsein als Nummer 1 auf der Inventarliste weit höher ausgeprägt als bei dem restlichen Kleinkram.

„Geschirrmäßig bist du hier auf schnelles Reagieren eingerichtet“, sagte Richard, während er den kleinen Wandschrank öffnete. „Ich meine, daß du einen Kaffee machen kannst oder auch einen Tee, je nachdem, was du brauchst. Ein Elektrokocher ist auch da, du kannst ihn in Nullkommanull ans Energiesystem des Vaterlandes anschließen.“

Er griff sich von der Kleiderablage zwei dünne Holzlatten, an denen Kabel befestigt waren, mit je einem Messinghaken am Ende. Er ging hinaus auf die kleine Plattform und hängte die Haken an die zwei Drähte, die in ein, zwei Meter Ent-

fernung vorbeiführten. Die Latten waren in einem neutralen Taubenblau gestrichen und hoben sich von dem Farbanstrich des Bauwagens nicht ab.
„Aber das ist Diebstahl, Mensch!“ sagte ich. „Wieso leistet sich der Marschall solche billigen Tricks?“
„Erstens taucht hier gewissermaßen keine Menschenseele auf. Und selbst wenn, es ist alles so hingefummelt, daß man von weitem nichts merkt. Zweitens hat der Marschall den ganzen Zauber noch nie gesehen – er läßt sich hier nicht blicken. Diesen Pflaumenhain hat ihm die Dame Dantsche mit in die Ehe gebracht. Sie erntet im Herbst und verkauft die Pflaumen an Vinprom, und die Idee von dem Bauwagen war auch ihre. Der Marschall hat, wie es aussieht, nach seiner Operation Angst vor Friedhöfen, er traut sich überhaupt nicht ins Gelände, die Dame Dantsche hingegen wetzt querdurch und zuckt mit keiner Wimper.“
„So wie du mir die Dame beschreibst, kriege ich auch bald das Flattern.“
„Sie ist mächtig raffiniert. Ausgebufft wie der Satan. Kannst dich bald selber überzeugen. Jedesmal wenn sie hierher aufbricht, zieht sie diese Nummer ab: Blümchen pflücken, Täschchen übern Arm und ab zum Friedhof. Läufst du ihr über den Weg, tut sie dir leid, sie geht einen Toten beweinen, die Ärmste. Sie betritt den Friedhof durch den offiziellen Eingang, kauft sich Kerzen, spaziert die Wege entlang, bleibt hier stehen und guckt da und gelangt unbemerkt bis ans andere Ende. Siehst ja selber, zwischen uns und dem Friedhof ist nichts weiter als dichtes Unkraut, Hunde und Hasen haben ihre kleinen Schleichwege. Durch so einen schlüpft sie, dann holt sie auf dem Klo den Schlüssel, und husch – in den Bungalow... Und wenn der Herrgott persönlich ihr auf der Ferse wäre, er täte sie auch verlieren.“
Es war kurz nach drei.
„Noch fünf Minuten, dann verpfeife ich mich. Gegen halb vier kommt sie. Brauchst keine Bange zu haben, bisher ist niemand von einer Frau gefressen worden. Guten Tag, gnädige Frau, und dazu wirst du ihr das Patschhändchen küssen. Ich bin der und der aus Teleshene, von Ritscho ein guter Freund und sein Landsmann... Sie weiß Bescheid, ich habe viel von dir erzählt. Und in Teleshene bin ich auch mit ihr gewesen, per Taxi, sie kennt sich dort schon richtig aus. Sie geht furchtbar gern mit mir auf unseren Weinberg. In der kleinen Hütte dort, du weißt schon, habe ich sie auch bearbeitet... Mir ist in letzter Zeit aufgefallen, die Damen flüchten vor dem Komfort, irgendwie zieht sie das Grobe an, das Primitive. Das ist für sie das Wahre, wahrscheinlich...
„Hör zu, Richard“, sagte ich. „Ich werde lieber doch nicht warten...“
„Angst? Bloß nicht, wir blamieren uns. Wir aus Teleshene ergeben uns nicht kampflos. Ich habe es dir gestern abend doch erklärt, es zeichnet sich für dich kein anderer Ausweg ab. Einmal ihr zugeblinzelt, und schon öffnet sich dein Fallschirm! Ansonsten bleibst du hokken in dieser Vulkaniseurbude mitsamt ihrem Dreck. Arbeit, Wohnung, Zuzug – das alles regelt man über Leute. Wir beide haben solche Leute nicht, keiner holt uns unten heraus, keiner nimmt uns oben in Empfang und reicht uns weiter. Das einzige, was wir haben und was wir einsetzen können, ist was der Herrgott uns geschenkt hat.“
„Muß es unbedingt diese Methode sein?“
„Diese Methode ist sehr alt, wir haben sie nicht entdeckt. Hast du nicht den Film ‚Bel ami‘ gesehen? Von dem Franzosen, der nackt und bloß wie ein Prolet nach Paris kommt und es am Ende geschafft hat mit Hilfe der Madams? Wann ist das gewesen – kein Kino hat es damals gegeben, kein Fernsehen. Und warum zeigen sie den jetzt? Weil sie uns sagen wollen, Kopf hoch, meine Herren, es geht zwar anders, aber so geht es auch! Zur Belehrung, und um die Stimmung zu heben... Du kennst doch das Märchen von dem armen Schlucker, den der Reiche auf die Straße gesetzt hat, er geriet in äußerste Not und in Depressionen, und eines Tages sah ihn ein freundlicher Alter und gab ihm zwei Handvoll Nüsse, setz dich hin, Söhnchen, und knack sie mit dem Ding, das der Herrgott dir geschenkt hat, und schon beim zweitenmal Zuschlagen umschwirrten ihn die Damen wie die Motten das Licht, und sein Fallschirm hatte sich geöffnet...“
Er erteilte mir noch etliche praktische Ratschläge dieser Art, dann verschwand er rasch zwischen den Bäumen. In dem Wagen, der seit langem unbewohnt war, wurde es allmählich warm – eine Heizspirale, versteckt in einer Keramikröhre, begann zu heizen. Ein elektrisches Öfchen, Ritschos Produktion.
Ich zog die Decke vom Bett, schüttelte sie draußen aus und legte sie wieder hin, wobei ich jedes Fältchen glättete. In einer plasteummantelten Korbflasche holte ich an dem Hahn neben dem Friedhofseingang Wasser, spülte zwei Gläser aus und setzte außerdem ein Töpfchen zum Kochen auf, für den Kaffee später. Schließlich streckte ich mich lang aus, Arme unterm Kopf, und wartete, daß sich vom Wohngebiet der ewig Schlafenden her Schritte näherten.
Durch die Wärme verbreitete sich ein Geruch nach Baumharz und Wollsachen, nach Behaglichkeit und einem Zuhause, wonach ich mittlerweile Sehnsucht hatte und was mir in der verräucherten Bude des Vulkaniseurs am meisten fehlte. Mir ging der Gedanke durch den Kopf, daß ich hier einziehen könnte, bis ich in der Stadt etwas Solideres gefunden hatte; der Winter war so gut wie vorüber, und bis zum nächsten würde ich es hier aushalten, zumal das Ganze kostenlos war. Und da fielen mir wieder die Nachbarn ein. Ich war nicht ganz so ängstlich wie der Marschall, und dennoch spürte ich, wie mich das Landschaftsbild vor dem kleinen Fenster leicht verunsicherte: diese Reihen aus Steinblöcken und Marmorquadern, die angeschrägten flachen Hügel mit den vertrockneten Blumen, die niedrigen Einfassungen aus Winkel- und Rundeisen – wie würde das alles bei Nacht aussehen, im Licht des Mondes? Und würden infolge chemischer Prozesse anderthalb Meter unter der Erde tatsächlich gespenstische Winde über den Gräbern aufsteigen, Totentänze geheißen? Ich gab mir Mühe, meine Phantasie zu dressieren und sie in eine wissenschaftlich-technische Richtung zu lenken – ich durfte mich keinen weichlichen Gefühlen hingeben, noch dazu in einem Moment, da ich auf eine ganz und gar reale, irdische Frau wartete. Ohne daß ich was merkte, schaltete meine Einbildungskraft auf sie um. Mit einer Art Vorausgehör hörte ich sie drei Stufen heraufstampfen und die Tür öffnen; die Dielen knarren unter ihrem Gewicht, es ist eine kräftige, gutgebaute Frauengestalt, mit gewaltigen Brüsten unter der Bluse, nein, das sind die Brüste von meiner Mima, wenigstens jetzt muß ich die vergessen, die hier sind andere, schön stramm und fest, wie ihre gekurvten Hüften. Der ganze Bauwagen schwankt, als sie sich über mich beugt, ihre üppige Mähne schüttet mich förmlich zu, sie wirft sie mit einer ungestümen Handbewegung beiseite, um ihren feurigen Blick nicht länger zu verhüllen, sie streift den Umhang von den Schultern, er gleitet zu Boden, ein raschelndes Geräusch, das lange andauert... Wieso Umhang? Und wieso feurige Blicke und üppige Mähne? Wartete ich auf die Dame Dantsche oder auf alle möglichen Azucenas, Carmens und Aidas, die ich von Leinwänden und Bildschirmen kannte? Wer konnte mir sagen, auf welchen Wegen dieser farbige Weiberkarneval sich in einem Männerkopf gespeichert hat? Die Wirklichkeit ist, klarer Fall, weitaus bescheidener als sämtliche Projektionen der Phantasie. Die Dame Dantsche war, stellte sich heraus, einsfünfundfünfzig groß und trug einen olivgrünen Trenchcoat, im Kreuz zusammengezurrt, und lila Stiefelchen. Sie hatte ein weißes oder vielmehr von vielen Gesichtscremes gebleichtes Gesicht mit quadratischem Unterkiefer und Grübchen in den Backen, die sich scharf einkerbten, als sie loslachte und mich ansprach.
„Hej, Murmeltier, habe ich dich geweckt?“
Sicherlich sah ich verpennt aus in dem überheizten Kasten, aber ich sprang flink hoch, als ich sah, die Tür öffnete sich einen Spalt.
„Melde gehorsamst, nein!“ rief ich kurz und knapp; ein sechster Sinn hatte mir geflüstert, daß nur eine temperamentvolle Antwort sie zufriedenstellen würde.
„Rasch die Tür zu, damit das Häschen nicht entwischt!“ sagte sie, während sie eintrat und den Regenschirm zumachte, es hatte draußen angefangen zu nieseln. „Gut, daß ich den Schirm mit hatte. Morgens Sonne, jetzt Regen, der Mensch weiß nicht, was er anziehen soll.“
„Märzwetter“, sagte ich, um irgendwas von mir zu geben.
„Wem darfst du niemals trauen – dem Wetter und den Frauen!“ Sie zog den Mantel aus und reichte ihn mir, ich sollte ihn aufhängen. Womöglich war jetzt der rechte Zeitpunkt, ihr die Hand zu küssen und die bewußten ersten Worte zu sagen, die Richard mir empfohlen hatte, aber ich entschied, wir lassen das lieber, die Einleitungstakte sind sowieso verklungen.
Die Dame Dantsche hob die Arme und ordnete ihre Bubikopffrisur. Sie hatte einen Pullover an, und dazu einen karierten Rock mit einer Unmenge Falten, die bei der Hüfte begannen und sich nach unten auffächerten. Sie drehte diesen Fächer und lupfte ihn hinten, um sich, als sie auf dem Hocker Platz nahm, nicht auf den Fächer zu setzen, sondern auf das Stückchen Stoff, was unten drunter schimmerte. Sie hielt mir den einen Stiefel hin, ich sollte den Reißverschluß aufziehen.
„Wollen mal sehen, ob du geschickte Hände hast.“
Punkt eins ihrer Aufnahmeprüfung habe ich, bilde ich mir jedenfalls ein, ganz gut bewältigt. Aus dem Stiefel schälte sich ihr kleines Füßchen, umspannt vom Nylonstoff einer Strumpfhose. In eine gewisse Schwierigkeit geriet ich beim Rock – ich wußte nicht, in welche Richtung man ihn auszieht, nach unten oder nach oben. Sie löste das Problem eigenhändig, hängte ihn an einen Nagel in der Wand, der ihr im vorhinein bekannt war, legte auch den Überzug des Bettes zusammen und wikkelte sich bis an die Schultern in eine wollene Rhodopen-Decke.
„Was werden wir jetzt tun?“ fragte sie und schaute mich aus großen Augen an, deren Farbe mich an das Olivgrün ihres Mantels erinnerte.
„Ich könnte einen Kaffee machen“, sagte ich. „Wasser habe ich aufgesetzt...“
„Später. Jetzt möchte ich dich schön gründlich sichten... Das Turnhemd ausziehen... Brustkorb gut entwickelt... Den Gürtel auf, und zier dich nicht wie eine Jungfer... Ich habe in Musterungskommissionen mitgearbeitet, ich weiß, wie abgetastet wird...“
Ich spürte, mir brach der Schweiß aus, überall.
„Na, das fehlte noch, rot werden ... Und dieser Augenaufschlag. Nein... Sind deine Wimpern etwa künstlich? Phh, lieber nicht beschreien...“
Uns trennte eine winzige Entfernung. Ich besah mir ihre Augenbrauen, die in der Mitte sorgsam ausgezupft waren, um weiter auseinanderzustehen. Ähnliche Maßnahmen waren auch hinsichtlich der Härchen auf der Oberlippe getroffen worden, und als unsere Lippen sich berührten, fühlte ich, über diese Partien war auch ein Rasierapparat geglitten.
Nun war dies jedoch ein äußerst flüchtiger Gedanke, der blitzschnell entschwand, als ich die Zungenspitze zwischen meinen Zähnen spürte, und danach stand die Zeit stille, wie es immer in den Büchern heißt, sobald die Sache bis hierhin gediehen ist.
Richard sollte recht behalten, die Dame Dantsche war die Hub- und Schubkraft, die bewirkte, daß sich mein Fallschirm öffnete. Ich wurde als Taxifahrer eingestellt, allerdings nach § 64, weil ich nur eine befristete Aufenthaltserlaubnis für Stari Chan besaß. Auf mich entfiel ein alter, ausgelutschter Warszawa mit Die-

Fortsetzung auf Seite 42

Illustration: Tatjana Neljubina

Ein Mann, über den viel geredet wird, ist

Selbstbewußtseins. Ebner-Eschenbach

Miloslav Švandrlík

Eiskalt

Pan Gokinarsch besitzt die Angewohnheit, sich von fast allen Bewohnern unseres Dorfes Gegenstände zu leihen, die er nicht kaufen möchte. Dabei finde ich als sein Nachbar natürlich besondere Berücksichtigung. Wenn ich ehrlich bin, erregt mich das aber weniger als die äußerst ungewöhnliche Zeit, in der er bei mir erscheint. So taucht dieser unglückselige Mensch an meiner Tür gleichzeitig mit den ersten Sonnenstrahlen auf und bittet mit rauher Stimme, ihm doch einen Wetzstein für seine Sense auszuleihen. Leider besitze ich keine Sense und infolgedessen auch keinen Wetzstein. Ich hätte ihm gern die „Grammatik der tschechischen Sprache" zur Verfügung gestellt oder ein Faß mit blauer Tinte geschenkt. Aber nein, das will er nun wieder nicht, sondern wundert sich lautstark darüber, daß es noch Menschen gibt, die ohne Sensen auskommen.

Einen Tag später klopft Pan Gokinarsch erneut an meine Tür. Diesmal benötigt er unbedingt ein Stückchen Draht. Er erklärt mir ausgiebig, wozu er das Material verwenden will. Ich gähne und murmele, daß sich nicht ein einziger Zentimeter davon in meinem Haus befindet. Jedoch Pan Gokinarsch glaubt mir nicht und verlangt, daß ich auf dem Boden nachsehe, denn seiner Meinung nach liegen auf allen Böden Drahtenden nutzlos herum. So krieche ich denn im Halbschlaf die Leiter hoch und beschmutze dabei meinen neuen Schlafanzug. Doch es gelingt mir nicht, den Nachbarn zufriedenzustellen. Er geht mit einem Blick weg, als hätte ich mindestens fünf Kilometer Draht vor ihm versteckt.

Aber wie es sich herausstellt, ist mein lieber Nachbar keineswegs beleidigt und auch nicht gewillt, mich von der Liste seiner potentiellen Lieferanten zu streichen, denn schon am folgenden Morgen, kaum, daß der Hahn gekräht hat, ist Pan Gokinarsch abermals zur Stelle. Diesmal klagt er über Mäuse in seinem Haus. Die Mausefalle, die er erst vor kurzem erworben hat, funktioniert aus einem unerklärlichen Grund nicht. Ob es denn nicht möglich wäre, daß ich bei mir eine verläßlichere Falle auftreiben könnte? Gehorsam klettere ich in den Keller und durchwühle einen Gerümpelhaufen, den ich schon vor Jahren der Sekundärrohstoffgewinnung zuführen wollte. Leider finde ich nicht einmal ein verrostetes Exemplar des benötigten Artikels. Aber Pan Gokinarsch glaubt mir auch diesmal nicht. Er hält mich für einen unübertroffenen Geizhals. Er bringt mich so weit, daß ich beschließe, zum Gegenangriff überzugehen. Den ganzen Tag lang sinne ich nach einem Racheplan.

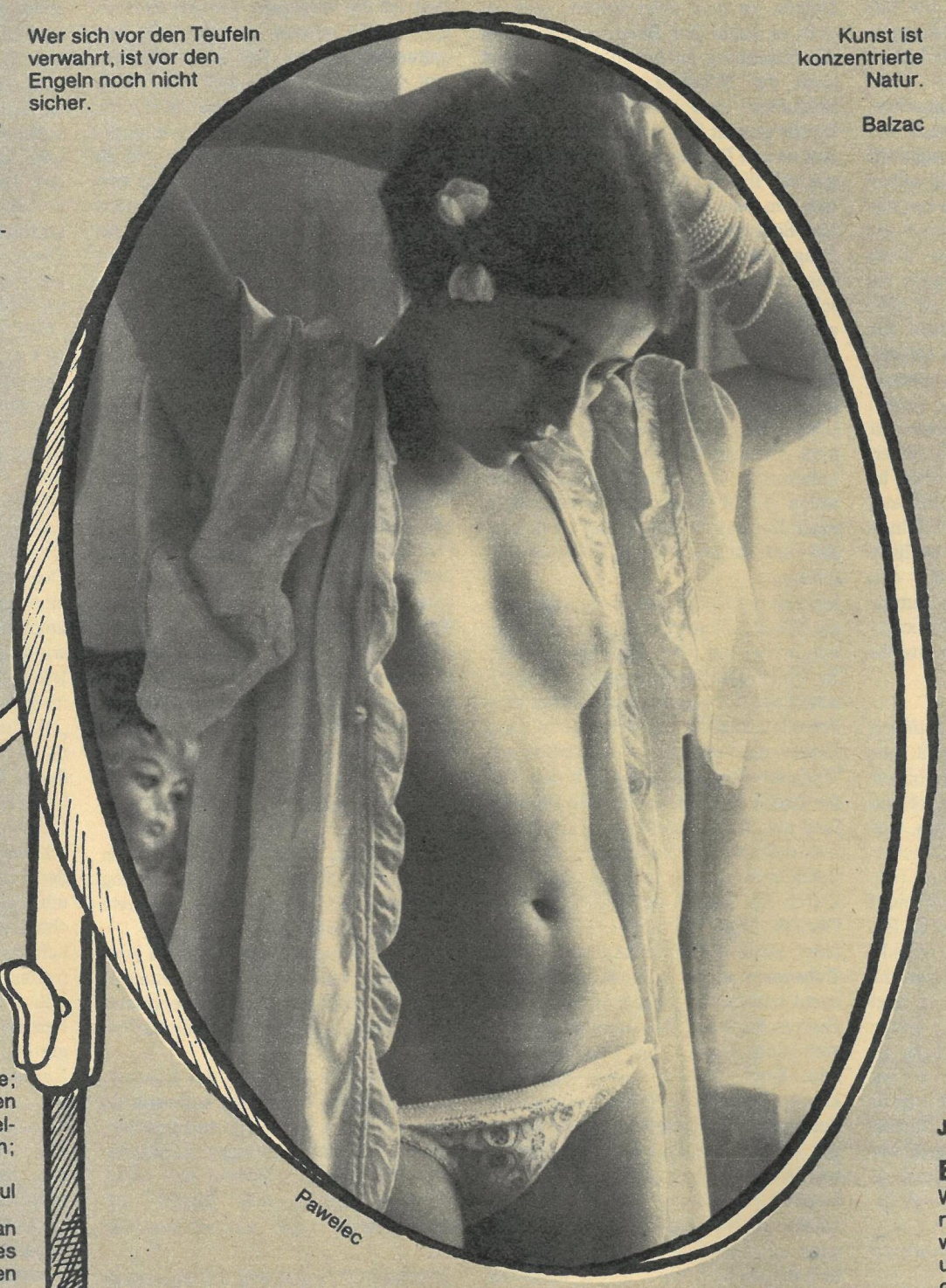
Mitternacht ist kaum vorüber, als ich an die Tür meines Nachbarn klopfe. „Entschuldigen Sie bitte die Störung!" teile ich dem halbangekleideten Hausherrn mit. „Ich habe eine alte Petroleumlampe bei mir gefunden, aber leider ohne Docht..."

Ohne Zögern begibt er sich in die Scheune, sucht dort lange umher und kehrt niedergeschlagen mit leeren Händen zurück. Am nächsten Morgen bleibt das vertraute Klopfen an meiner Haustür aus, am übernächsten ebenfalls... Am dritten Tag jedoch erscheint mein geliebter Nachbar zur gewohnten Zeit und macht sich mit einem unüberhörbaren Klopfen bemerkbar. Ich fahre aus meinem Bett hoch und schleppe mich fluchend zur Tür. Gokinarsch strahlt mich an: „Stellen Sie sich vor, Herr Nachbar, ich habe einen Docht aufgetrieben! Ist es möglich, daß Sie mir dazu Ihre Petroleumlampe leihen?"
(gekürzt)

Wer sich vor den Teufeln verwahrt, ist vor den Engeln noch nicht sicher.

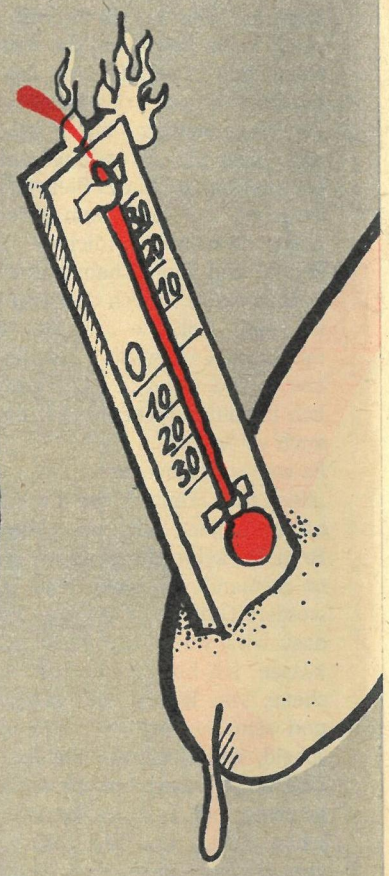
Kunst ist konzentrierte Natur.

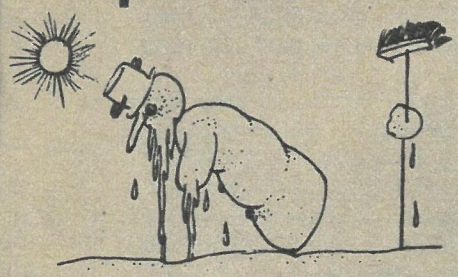
Balzac

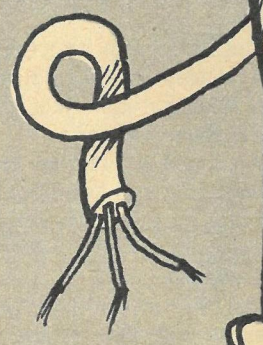


Pawelec

Der Weißheit letzter Schuß – abgegeben von Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion), Martin Kotsch (Grafik).







Gelassenheit ist eine anmutige Form des

Kalte Mamsells

Weibliche Herzen = Schnee; man merkt bei der stärksten langen Wärme kein Schmelzen, mehr ein Verdichten; plötzlich ist er aufgelöst.

Jean Paul

Das Gefühl ist vielleicht an sich unfehlbar – aber es greift oft nach dem falschen Objekt.

Henri Barbusse

Das Herz erfriert,
wenn es nicht liebt,
Und wenn es liebt,
verbrennt's.
Sándor Petöfi

Schneefrau oder **Winterliche Augen**

Sie müssen Frost um sich herum haben, und über ihnen muß sich ein Pelz sträuben, dicht und luftig wie die Steppe. Diese Augen müssen einem Mädchen gehören. Wenn du eine Weile in sie blickst, klimpern Schellen in ihnen ein kleines tapferes Lachen.

K. Koshewnikowa

Johannes Conrads

Erklärung

Was da rot vom Kopf absteht,
rot und blau und weiß,
wenn der kalte Nordwind weht
und es regnet Eis,
das sind unsre Männerohren,
brennend und doch halberfroren
unterm Lammfellhut,
die mit stolzem Neigen
wir den Damen zeigen.
Spatzen habens gut!

aus: „Seh ich Butterblumen blühen". Eulenspiegel Verlag

Füge der Schönheit des Leibes geistige Gaben hinzu. Ovid

Mißratene Gestalten sind nur

natürlich immer sehr anziehend. Wilde

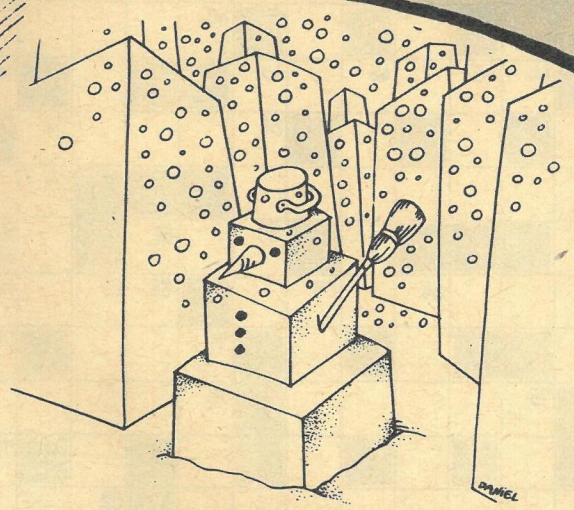
2-Wochen-spruch

Man sagt, ein Mann hält sich gut, wenn er glücklich ist.
George Sand

Weißbauschneck von Maistrenko

Es stand ein Schneemann irgendwo
und hörte täglich Radio,
drum war er – dank der Schnulzen –
verteufelt schnell geschmulzen.
Günter Gregor

Wie das hagelt, wie das schneyt!
O du angenähme Zeit!
Der Ofen bufft und knallt,
das Feuer in ihm tukkert,
itzt steht der gantze Wald
mit Eyß bezukkert.
Arno Holz

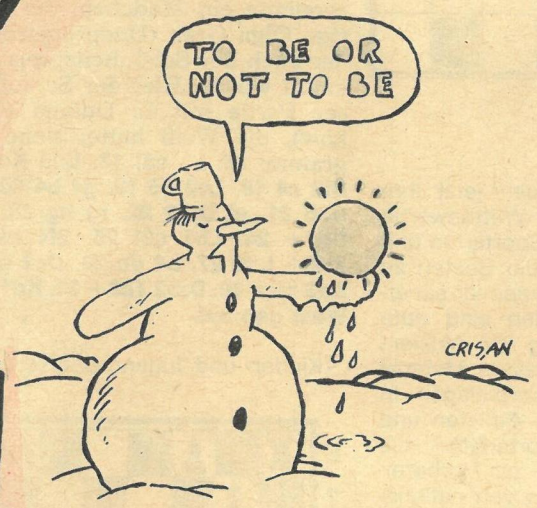


Daniel, Prag

Steger

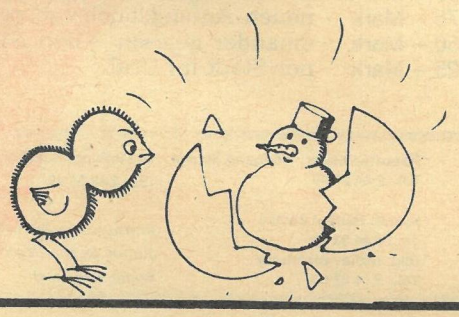
Dem Pessimisten geht jeden Tag eine andere Welt unter.

Horia, Bukarest



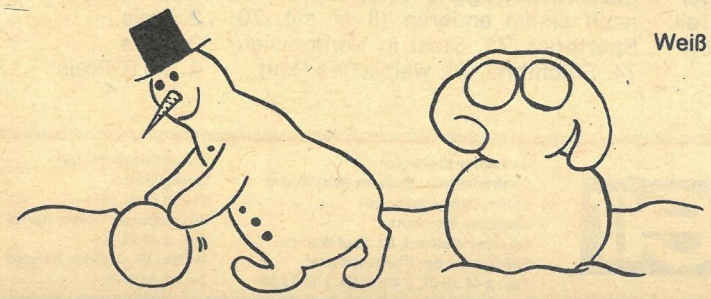
Kopelnizky, Tschernowzy

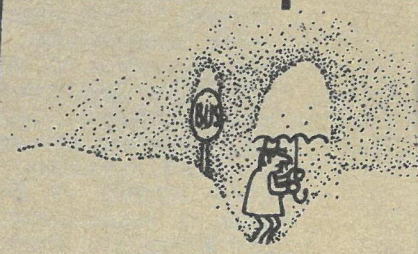
Tesler, Moskau



Kaczmarczyk, Warschau

Weiß





Auch in den ältesten Zeiten hat man schon Schnee fabriziert.
Galetti:
„Kathederblüten"

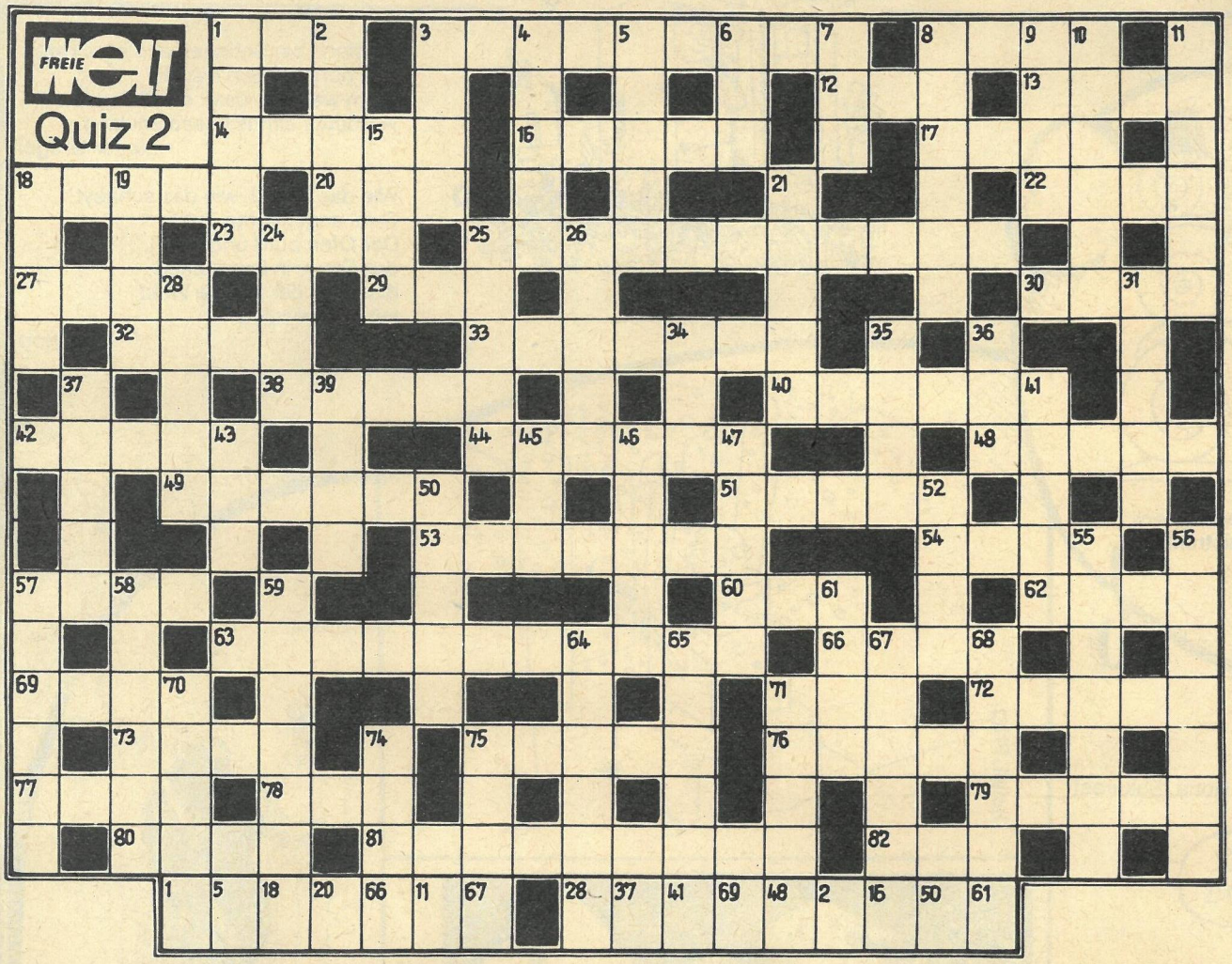
Fährst du gern Schlitten,
so schleppe ihn auch den Berg hinauf.
Saltykow-Schtschedrin

Für eine warme Welt – taugt ein erfrorener Sinn? Schiller

Lächerlichkeit verscheucht die Liebe. Stendhal

das Zeichen eigener Ungeordnetheit. Becher

Kinder sind die größten Lebenskünstler. Hille



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Wintersportgerät, 3. Mannschaftswintersportart, 8. volkstümliche Bezeichnung für die Spielscheibe beim 3. waagerecht, 12. Sammlung von Aussprüchen, 13. Fluß in Bulgarien, 14. Hausgötter (röm. Mythol.), 16. Buchenfrucht, 17. Getreidespeicher, 18. deutscher Arbeiterführer (gest. 1913), 20. Meeresbucht, 22. Herrscherkaste im alten Peru, 23. französisch-belgischer Fluß, 25. Wintersportart, 27. Halbinsel im Nordwesten der Sowjetunion, 29. Vorname der Malerin Grundig, 30. Gestalt aus „Die Kinokönigin", 32. Zufluchtsort, 33. Staatsbürger von Malta, 38. Muse der Liebesdichtung (griech. Mythol.), 40. Zank, Hader, 42. Baustoff, 44. starkes Seil, Tau, 48. römischer Kaiser (1. Jh.), 49. ältester Gelehrter eines Faches, 51. griechischer Buchstabe, 53. Hochtal in der Schweiz, 54. Bühnentanz, 57. japanisches Nationalgetränk, 60. alte Einheit der Arbeit, 62. finnougrisches Volk in der Sowjetunion, 63. russischer Schriftsteller (gest. 1891), Autor des Romans „Oblomow", 66. Gewürz- und Arzneipflanze, 69. erzählende Dichtung, 71. Fluß im Südosten der Kasachischen SSR, 72. im Leid aufrichtende Worte, 73. Masse der Verpackung, 75. Landschaft im Nordwesten Jugoslawiens, 76. logisches Denkvermögen, 77. Ackergrenze, 78. breites arabisches Segelschiff, 79. Teil des Kopfes, 80. Teil vom 81. waagerecht, 81. Wintersportgerät, 82. Tierkadaver.

Senkrecht: 1. Spielhandlung zweier Spieler beim 3. waagerecht, 2. Karpfenfisch, 3. Maler und Grafiker der Schweiz (geb. 1909), 4. kurzgebratene Fleischscheibe, 5. Verwandter, 6. Heilverfahren, 7. tibetanisches Wildrind, 8. Schriftstelle, Abschnitt, 9. Stadt in Kolumbien, 10. Währungseinheit in der ČSSR (Mz.), 11. Jagdruf, 15. englischer Grafentitel, 18. feststehendes Seezeichen, 19. südamerikanisches Wurf- und Fanggerät, 21. Frauenname, 24. Salzlösung, 25. Insel Griechenlands, 26. Nebenfluß der Donau, 28. britischer Physiker und Chemiker (gest. 1945), 31. Kombinat lampenproduzierender Betriebe in der DDR, 34. Abkürzung für latein.: und so weiter, 35. aus Sanddünen bestehende Wüste, 36. Trinkbranntwein aus Wacholderbeeren, 37. ein Zentrum der Chemieindustrie der DDR, 39. Teilzahlungsbetrag, 41. Fluß im Vorland des Kaukasus, 43. griech.: neu, 45. Wochenteil, 46. Bewohner eines asiatischen Staates, 47. Marschall der Sowjetunion (gest. 1973), 50. Urlaubsfahrt, 52. Weinanbaustadt in Italien, 55. latinisierte Form von Polen, 56. Disziplin einer Wintersportart, 57. Gebirgskette, 58. Beanstandung, 59. Angehöriger eines Hirten-, Wanderstammes, 61. Festkleidung, 64. armenisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1964), 65. Amtstracht, 67. Stadt in der ČSSR, 68. heftige und gezielte Bewegung eines Menschen nach einem anderen (ß = ss), 70. Sportboot, 71. Staat in Vorderasien, 74. Fruchtbrei, 75. weibliches Rind.

Die Wintersportler haben jetzt ihre Saison. Überall finden Wettbewerbe in den verschiedenen Sportarten und -disziplinen statt, um die Besten zu ermitteln. Voraussetzungen für ein erfolgreiches Abschneiden sind gute körperliche Verfassung der Aktiven, erfahrene Betreuer, bestes Material und anspruchsvolle Sportanlagen. In der DDR verfügen die Athleten und ihre Trainer über Sportstätten, die höchsten Ansprüchen zur Vorbereitung und Durchführung von nationalen und internationalen Wettkämpfen genügen.

Eine dieser Sportstätten, die zu den modernsten ihrer Art zählt, ergibt sich als Lösung unseres heutigen Preisrätsels.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 2 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 15. Februar 1989 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 5/1989. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Einer fehlt

Jedem der nachfolgenden Wörter ist jeweils an gleicher Stelle so ein Buchstabe hinzuzufügen, daß sich neue Begriffe ergeben:

Tael – Rigel – Mama – Sigel – Kater.

Bei richtiger Lösung ergeben die hinzugefügten Buchstaben – nacheinander gelesen – eine Fechtwaffe.

Um die Ecke gedacht

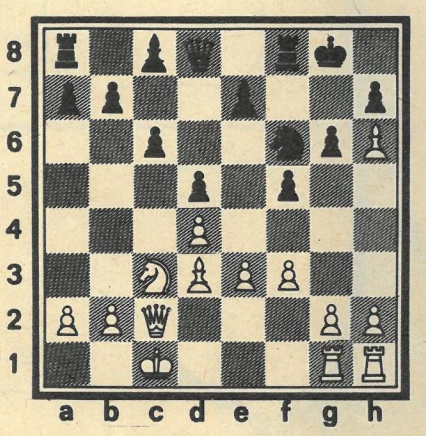
Gesucht wird ein von der Bühne vertriebener männlicher Mensch.

Schach

Olja spielte am besten

Beim Turnier zum Gedenken an Sergej Belawenez (1910–1941) in Moskau, für Kindermannschaften, waren außer Ljudmila Belawenez, der Tochter des an der Front gefallenen Helden, unter anderem auch die Großmeister Igor Saizew und Sergej Maķarytschew zugegen, die die Besten auszeichneten. Sieger wurde die Charkower KJS-4* vor den Mannschaften des Moskauer und des Rigaer Pionierpalastes. Das beste Einzelresultat, 7 aus 7, erreichte ein Mädchen, die 13jährige Olga Grek (Dnepropetrowsk), der auch der Schönheitspreis zuerkannt wurde. Hier der Schluß dieser Partie mit L. Dubina (Charkow), die Weiß hatte; siehe Diagramm: **15. ... c5! 16. L:f8 K:f8 17. Df2 c4 18. Lc2 b5 19. g4 b4 20. Se2 Da5 21. gf D:a2 22. fg hg 23. T:g6 Da1+ 24. Lb1 c3! 25. Sf4 Lf5 26. T:f6+ L:f6 27. e4 de 28. Dc2 ef! 29. Sd3 cb+ 30. D:b2 Tc8+ 31. Kd1 D:b2 Weiß gab auf.**

* (Kinder- und Jugend-Sportschule)



Vorsetzrätsel

Jedem der folgenden Wörter ist jeweils ein Buchstabe so voranzusetzen, daß sich neue Begriffe ergeben:

Anna – Land – Rand – Abel – Tala (Währungseinheit in Westsamoa) – Iden – Rade – Leim – Rest – Eger – Igel – Eder.

Bei richtiger Lösung ergeben die neuen Anfangsbuchstaben – nacheinander gelesen – den Namen einer Stadt im Ural.

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schabilnski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

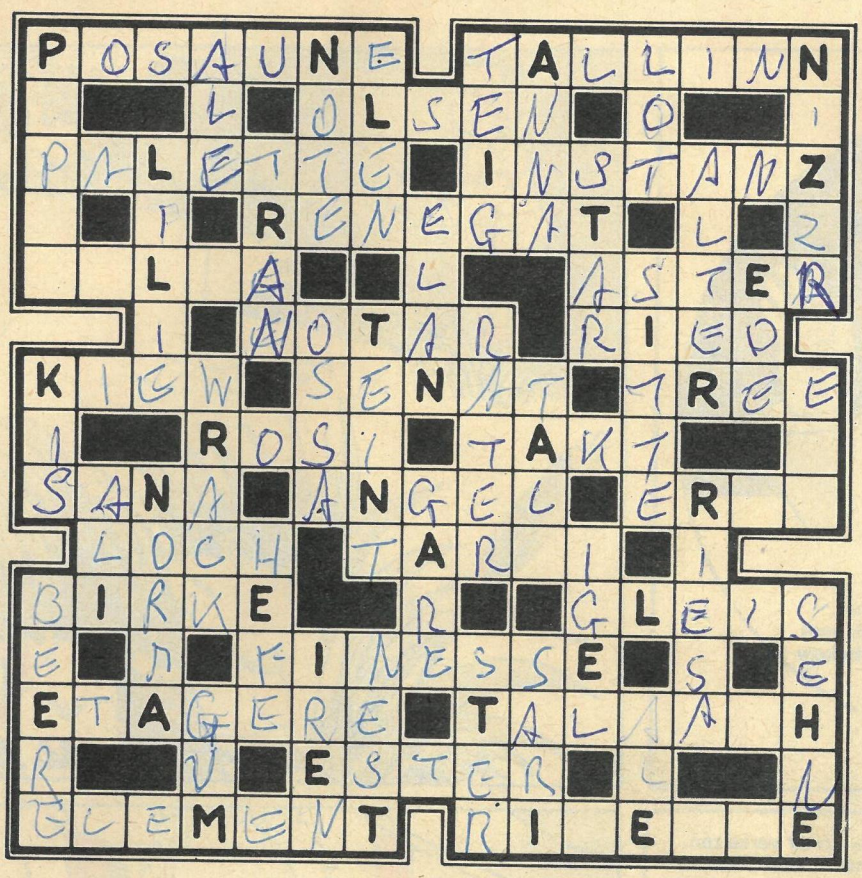
Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03

Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund

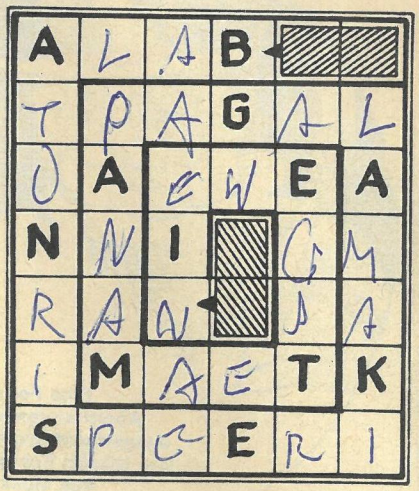
Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. Backmittel, 2. altes Holzraummaß, 3. Hauptstadt der Ukrainischen SSR, 4. chemische Verbindung, 5. Blechblasinstrument, 6. Jurist, 7. Schienenstrang, 8. Gebirge in Griechenland, 9. Oper von Bellini, 10. Kunstmalerutensil, 11. Bergfußzone im Bereich des Kumaon-Himalaja, 12. kroatischer Dichter (gest. 1949), Autor des Romans „Der Kurier Loda", 13. Elch, 14. Gestalt aus „Siegfried", 15. engl.: Baum, 16. Feinheit, Schlauheit, 17. zuständiges Staatsorgan, 18. Verbindung zwischen Muskel und Knochen, 19. Brauch, Gewohnheit, 20. Hauptstadt der Estnischen SSR, 21. politischer Überläufer, 22. Stadt in Frankreich, 23. englisches Bier, 24. Fluß in der UdSSR, 25. Laubbaum, 26. deutscher Erzähler (19. Jh.), 27. Schwung, 28. Gestalt aus „Der Revisor", 29. Schilf, 30. Stadt im Norden der Schweiz, 31. Rätsellöser, 32. Fischfett, 33. Vogelbau, 34. Kalifenname, 35. in Zahlung gegebener Wechsel, 36. Backmasse, 37. Riß im Strumpf, 38. Richterkollegium, 39. Musikzeichen, 40. Stadt im Norden Westsibiriens, 41. Singvogel, 42. Feingefühl, 43. Kaufhaus in Moskau, 44. Lebensjahre, 45. Gestalt aus der „Dreigroschenoper", 46. Zustand des Kulturbodens, 47. Gesichtsfarbe, 48. stufenförmig angeordnete Schale, 49. Gewand der Inderin, 50. Stacheltier, 51. Senkblei, 52. Grundbestandteil, 53. Nebenfluß des Arno, 54. Stadt an der Elbe, 55. Insel der griechischen Sporaden, 56. Strauchfrucht, 57. Währung in Westsamoa, 58. Volk in Westeuropa, 59. Sternblume, 60. Hauptstadt der Jemenitischen Arabischen Republik, 61. Frauenname (Kosef.), 62. sowjetischer Kosmonaut, 63. Fischfangrute, 64. alter Schiffskörper.

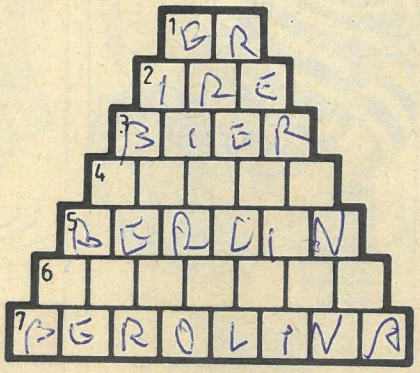


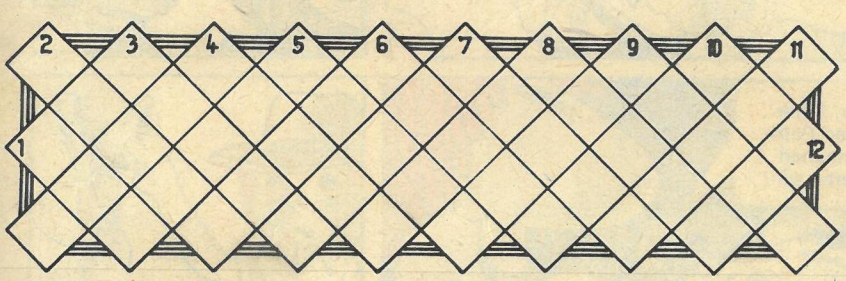
Leier – Sportmannschaft – sowjetischer Kinderkurort am Schwarzen Meer – Festkleidung – Halbaffe – Tau, Seil (seem.) – englische Anrede – Anwaltsrechnung (veraltet) – Ferment im Kälbermagen.



Rätselpyramide

Ausgehend vom ersten gefundenen Begriff ist von Zeile zu Zeile jeweils ein Buchstabe hinzuzufügen und durch Schütteln das nächste gesuchte Wort zu bilden:
1. veraltete Anrede, 2. Nordwesteuropäer, 3. alkoholhaltiges Getränk, 4. russisch-sowjetische Lyrikerin und Erzählerin (gest. 1972), 5. Hauptstadt in Mitteleuropa, 6. Abschnitt des längsten Flusses der Erde, 7. Frauengestalt als Sinnbild Berlins.





Schräge Reihen

Nach rechts unten: 1. Honiggetränk, 2. Tretkurbel, 3. französische Schriftstellerin (geb. 1935), u. a. „Lieben Sie Brahms?", 4. Hochfrequenzteil im Fernsehempfänger, 5. Nähutensil, 6. Stamm von Nachwuchskräften, 7. Zeitungsbezieher, 8. SI-Einheit des Lichtstroms, 9. dünnes Blatt, 10. umfriedetes Waldgrundstück.

Nach links unten: 3. kleinster Bestandteil der Wortbedeutung (Sprachw.), 4. Rüge, Verweis, 5. Mandel- oder Nußkonfekt, 6. künstlicher Wasserweg, 7. Verkaufsraum, 8. gegerbte Tierhaut, 9. schlechter Branntwein (Umgangsspr.), 10. griechischer Dichter (8. Jh. v. u. Z.), 11. alte Münze, 12. Wacholderbranntwein.

Wörterband

Die Lösungswörter folgender Bedeutung sind in der jeweils angegebenen Richtung nacheinander einzutragen:

Von außen nach innen: See in Ungarn – Blütenstand – Heidegewächs – spanische Weinsorte – Staat in Mittelamerika – Stockwerk – alkoholhaltiges Getränk.
Von innen nach außen: heftige Verneinung – Hauptstern im Sternbild

Gereimtes

Wird ein Zuchttier mit einem Schauspieler verbunden, ist ein Schirmrispen tragender Baum gefunden.

Auflösungen aus Heft 1/1989

Kreuzgitter. Waagerecht: Talar (16), Nepp (3), Kalb (57), Gabe (43), Assam (65), Segelboot (10), Biss (75), Epen (69), Lei (48), Lumen (7), Bredel (45), Etat (33), Lese (42), Ufa (63), agra (52), Erg (28), Isa (76), Aasen (1), Himalaja (35), Stele (14), Gerda (22), Fregatte (30), Orter (55), Art (62), OAS (24), Aloe (8), Ede (37), Reel (47), Usti (56), Seiler (39), Komma (11), Met (71), Rede (4), Prag (53), Manometer (20), Rigel (49), Iran (66), Ente (31), Eger (17), Selen (59).

Senkrecht: Trieb (13), Agenda (50), Rag (64), Nele (27), Paola (36), Kabelgatt (5), Amine (18), Baske (68), Bella (44), Stute (9), Seefahrt (25), Bier (41), Prus (21), Talje (61), Siel (32), Golf (72), Raste (51), Ingo (46), Amara (23), Seeadler (40), Nest (12), Ideologie (15), Arbat (6), Agio (75), Erle (34), Reed (66), Summe (70), Limo (58), Ester (26), Eirene (60), Rappe (54), Ekart (29), Saale (38), Regen (2), Emir (19), Tas (73).

Wabenrätsel: 1. Sorgen, 2. Agenda, 3. Nektar, 4. Attika, 5. Trauma, 6. Ritter, 7. Nuance, 8. Reigen, 9. Eclair, 10. Elegie.

Vom Kern zum Wort: 1. Kartusche, 2. Allemande, 3. Urtikaria, 4. Kastilien, 5. Amsterdam, 6. Salomonen, 7. Implosion, 8. Ehrenburg, 9. Neuruppin – Kaukasien.

Füllrätsel: 1. Ganter, 2. Egmont, 3. Regler, 4. Spagat, 5. Tobago, 6. Ertrag. – Gerste.

Nachsetzrätsel: Star(t) – Karat(e) – Riege(l) – Raab(e) – TARO(M) – Iser(e) – Spur(t) – Karre(e) – Rolle(r) – Telemeter.

Zahlenfeldrätsel: 1 = 0, 2 = B, 3 = E, 4 = R, 5 = H, 6 = A, 7 = U, 8 = S, 9 = G, 10 = T, 11 = N, 12 = I, 13 = C, 14 = K, 15 = L, 16 = M, 17 = P, 18 = Z.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 25/Heft 25/88)

Waagerecht: 2. Springer, 6. Rochade, 12. Cup, 14. Imme, 15. Artek, 18. Wiese, 20. Step, 23. Auto, 24. Rebe, 26. Lire, 28. Moos, 29. Medoc, 30. Tee, 31. Bauer, 34. Halo, 37. Kasbek, 40. Kerf, 41. Ehe, 42. Noll, 45. Turm, 47. Order, 49. Ader, 50. Oran, 52. Aral, 54. Ara, 56. Zank, 57. Eifer, 59. Meran, 61. Blau, 62. Ern, 65. Gama, 66. Pisa, 67. agra, 70. Neige, 72. Dame, 74. Trog, 77. Eta, 79. Seil, 80. Skalar, 83. Kerr, 85. Latte, 88. Ida, 89. Angel, 90. Saba, 91. Reif, 94. Lore, 96. Bank, 98. Este, 100. Blase, 101. Assam, 103. Elite, 104. Erne, 105. Ist, 106. Antonow, 107. Bersarin, 108. Ebert.
Senkrecht: 1. Schach, 2. Spat, 3. Rat, 4. Nike, 5. Euwe, 7. Ober, 8. Hus, 9. Dieme, 10. Empore, 11. Meister, 13. Gel, 16. Rotor, 17. Erek, 19. Sió, 21. Uman, 22. Idol, 25. Bus, 27. Eber, 32. Arda, 33. Ufer, 35. Ate, 36. Lure, 38. Amara, 39. Keres, 40. Kola, 43. Opal, 44. Laken, 46. Mofa, 48. Rabat, 51. Remis, 52. Amiga, 53. Arad, 55. Nano, 58. Igel, 60. Name, 63. Rest, 64. Niet, 68. Ger, 69. Fenster, 71. Gier, 73. Akaba, 75. Ragtime, 76. Gallert, 78. Albena, 81. Leo, 82. Ries, 84. Rakete, 86. Aasen, 87. Mil, 92. Ebro, 93. Fan, 94. Lene, 95. Raps, 97. Amin, 99. Ero, 102. Sir.
Lösung: Fritz Baumbach
Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Klaus Höhmann, Dresden, 8027
2. Preis:
75,– M Vera Ahrens, Stralsund, 2300
3. Preis:
50,– M Ingeborg Schuster, Berlin, 1055
4.–8. Preis:
je 25,– M Nicole Weimann, Halle-Neustadt, 4090; Brigitte Wolf, Seebach, 5912; Norma Matthes, Seefeld, 1291; Mike Duderstadt, Grüna, 9125; Liesa Berger, Leipzig, 7050.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold, 1979 die Ehrennadel und 1988 den „Preis der Freundschaft" sowie ein Diplom des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften.

★ KINDERSERIE Chljup und Krapa 7

Eine Ferien-Abenteuergeschichte, ausgedacht und gezeichnet von Nikolai Schtscherbakow aus Moskau.

Die ganze Nacht habe ich mit Krapa vergeblich nach einer Schatzkiste gebuddelt. Der Bengel suchte keinen Schatz, sondern Regenwürmer zum Angeln!

1

Den Spaß werde ich dir versalzen. Sollst staunen, mein Lieber, was für wunderliche Fische in unserem Bach leben. Da kannst du eine feine Fischsuppe kochen! Wohl bekomm's!

2

Fix legt Chljup die Flossen an und verschwindet kopfüber im Wasser – grad an der Stelle, wo die Pose von Petjas Angelrute steht

3

4

5

Bist ein hübscher, fetter Brocken für unseren Petrijünger! Er wird staunen über diesen Leckerbissen!

6

7

Plötzlich durchfährt den kleinen Bösewicht blankes Entsetzen: Der Angelhaken verfängt sich in seiner Hose. „Wenn Petja mich herauszieht, wird alle Welt über mich lachen! Zieht er mich nicht heraus, muß ich jämmerlich ertrinken!"

8

Wer hat nur dieses Gerümpel in den Bach geworfen? Das muß ja dort unten eine wahre Müllkippe sein! Jetzt hängt auch noch die Angel fest! Ich hole mir Flossen und Schnorchel und sehe mal nach!

9

Krapa! Chljup hat einen Haken im Hosenboden und klemmt in einem Stubben!

10

Das Land des ewigen Lebens

Vor vielen, vielen Jahren lebte einmal in einem Aul[1]) im felsigen Digorien am Fuße eines Berges ein Mensch. Er lebte gut und kannte weder Leid noch Sorgen. Und als er älter und älter wurde, und als er begriff, daß der Tod demnächst an sein Hoftor pochen würde, da spürte der Mensch, wie sehr er an diesem Leben hing und daß er ihm um keinen Preis Lebwohl sagen wollte. Schwermütig und nachdenklich wurde der Mensch. So saß er viele Tage und Nächte. Endlich faßte er einen Entschluß.

Er packte das Nötigste zu einem Bündel zusammen, verließ seine Heimat und machte sich auf die Suche nach dem Land des ewigen Lebens. Doch der Mensch wußte nicht, wo er dieses Land suchen sollte, und so wanderte er lange, lange durch die Welt, vorbei an elenden Hütten und prächtigen Schlössern, bis er eines Tages an das Ufer des Schwarzen Meeres gelangte. Am Ufer setzte er sich auf einen Stein und sprach vor sich hin: „Ich weiß nicht, wohin ich gehen soll, ich kenne den Weg nicht, der mich ins Land des ewigen Lebens führt, und nun tut sich auch noch das Meer als Hindernis vor mir auf, und die Fische sind stumm und können mir keinen Rat geben. Wie soll ich es überqueren, wenn es nirgends eine Brücke gibt?“

Kaum hatte er das gesagt, da stand ein Fremder vor ihm und sagte: „Die Brücke werde ich für dich erbitten, über sie gelangst du ans andere Ufer.“

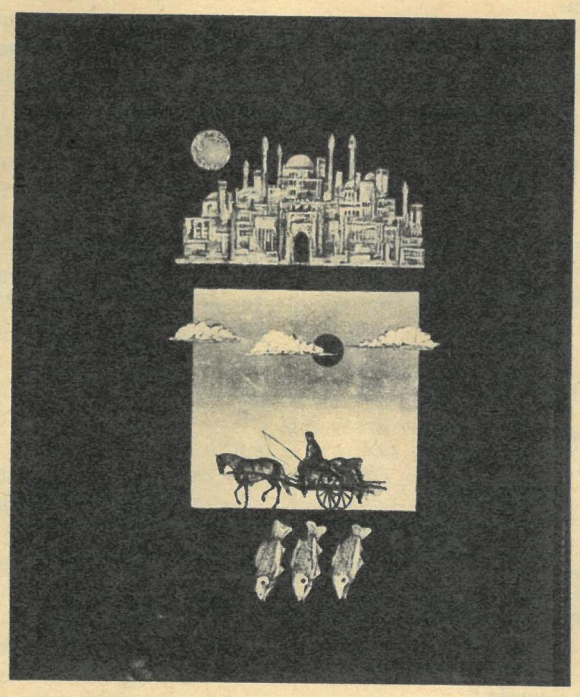
Und im nächsten Augenblick stand der Mensch auch schon jenseits des Meeres. Wieder wanderte er, wohin ihn seine Füße trugen. Gott allein weiß, wie lange er so umherirrte. Nur manchmal nahm ihn jemand auf seinem Wägelchen mit, auf dem er dann wie tot in tiefen Schlaf versank. Endlich blinkte ein Licht in der Ferne, und er folgte ihm, bis er vor einem Schloß stand, dessen erleuchtete Fenster ihm den Weg zeigten. Aus dem Tor des Schlosses kam ein junges Mädchen gelaufen und begrüßte ihn freundlich: „Möge dir ein gerader Weg beschieden sein, guter Mensch!“

„Von einem geraden kann nicht die Rede sein, da ich ja nicht einmal weiß, wohin ich gehen soll“, antwortet er ihr.

„Aber wonach suchst du denn?“ fragte ihn das Mädchen erstaunt.

„Wonach ich suche? Ich suche das Land des ewigen Lebens, und wenn du weißt, wo es sich befindet, so weise mir den Weg dorthin“, bat sie der Mensch.

„Komm erst einmal ins Schloß, erhole dich ein wenig, und wenn du wieder bei Kräften bist, werden wir Rat halten“, forderte ihn das Mädchen auf, und er folgte ihr in das Schloß. Das Mädchen umsorgte den Menschen voller Liebe, und er verwandelte sich in einen Jüngling. Sie fanden Gefallen aneinander und wurden Mann und Frau. So lebten sie Jahr um Jahr. Und auch als der Mensch bereits die Hundert überschritten hatte, war er immer noch der Jüngling, in den ihn das Mädchen vor vielen, vielen Jahren verwandelt hatte.



Die Illustration zu diesem Märchen ist auf der Seite 56.

Die Osseten (vielerorts auch als Ossen bezeichnet) leben in der zur RSFSR gehörigen Nordossetischen ASSR (Hauptstadt: Ordshonikidse) und in dem zur Georgischen SSR gehörigen Südossetischen Autonomen Gebiet (Hauptstadt: Zchinwali). Nordossetiens Territorium beträgt 8000 km², Südossetien ist 3900 km² groß. Beide Territorien sind durch einen Ausläufer des Großen Kaukasus voneinander getrennt, deshalb wurde durch den Hauptkamm der längste Autotunnel der Sowjetunion gebaut, der einen vom Wetter unabhängigen ganzjährigen Verkehr auf der neuen TransKAM ermöglicht.

Die Auswahl der Märchen und die Übersetzung aus dem Russischen besorgte Gabriele Kleiner; Redaktion: Gisela Reller.

[1]) Aul = Bergdorf

Und sie lebten weitere hundert Jahre glücklich Seite an Seite. Doch da erfaßte den Menschen eine tiefe Traurigkeit. Er verspürte mit einemmal eine große Sehnsucht nach seiner Heimat, seinem Volk, seinem heimatlichen Aul. Doch das junge Mädchen bat: „Bitte, geh nicht fort, bleib bei mir! Die Menschen, nach denen du dich sehnst, sind längst nicht mehr unter den Lebenden.“

Sie konnte ihn überreden, und er lebte noch einmal hundert Jahre mit ihr. Er blieb jung und stark, und es war, als hätte das Alter ihn vergessen. Eines Tages aber überfiel ihn wieder die Schwermut. Wieder erinnerte er sich an seine Heimat, seinen Aul, in dem er gelebt hatte und an die Menschen, die ihm lieb und teuer gewesen waren. Doch auch dieses Mal gelang es dem Mädchen, ihn zurückzuhalten. So vergingen weitere hundert Jahre, und er blieb der Jüngling und alterte nicht. Endlich aber kam der Tag, an dem der Mensch dem Mädchen erklärte, daß er unbedingt in seine Heimat zurückkehren müsse, daß er ohne sie und sein Volk nicht mehr leben könne. „Tag und Nacht verzehre ich mich nach ihnen“, sprach er zu dem Mädchen, „und das Leben an deiner Seite vermag mich nicht mehr zu wärmen.“ Lange, lange versuchte das Mädchen, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Doch dann verstand sie, daß nichts auf der Welt ihn mehr zurückhalten würde. Also reichte sie ihm zwei Gurken und sprach: Niemand kann sagen, was geschehen wird, doch vielleicht kommt der Augenblick, wo dir das Leben nichts mehr bedeutet. Wenn dieser Augenblick eintreffen sollte, iß eine der zwei Gurken. Und sollte deine Seele alle Hoffnung verlieren, dann iß auch die zweite Gurke.

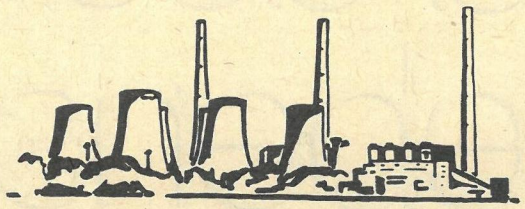
Und so nahm der Mensch Abschied von seiner Gefährtin und machte sich auf den Weg zurück – in seine Heimat, seinen heimatlichen Aul, zu seinem Volk. Wie lange er unterwegs war – niemand weiß es. Endlich aber war er zu Hause. Doch wie sehr er auch Ausschau hielt, er sah nur eine traurige Einöde ringsum. Kein Haus, kein Hof, keine Menschenseele. Da spürte der Mensch, wie seine Seele zu weinen begann – und er aß die eine der Gurken. Im selben Augenblick verwandelte er sich in einen Greis, und ein silbergrauer Bart wallte ihm bis zu den Knien herab. Behutsam schritt er über die Erde, die einmal seine Heimat gewesen war. Da traf er auf eine uralte Frau. Der Mensch trat zu ihr und fragte: „Sag mir doch, Ehrwürdige, wo sind die, die früher hier gelebt haben?“

„Jeh, jeh, jeh“, antwortete ihm die alte Frau und wiegte bedächtig ihr greises Haupt, „ich kann mich an sie nicht mehr erinnern, sie sind alle längst gestorben.“

Es war dem Menschen, als hörte er die Schreie seiner armen, einsamen, unglücklichen Seele. Er griff nach der zweiten Gurke, aß sie und – starb.

Seht ihr, so ist das mit dem Land des ewigen Lebens – es lohnt sich nicht, ihm hinterherzulaufen…

Strom,
das Blut der Volkswirtschaft



Das VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke braucht auch Dich!

Für die Bedienung, Wartung und Instandhaltung modernster Energieerzeugungsanlagen stellen wir in unseren Kombinatsbetrieben

Spezialisten, Fachkräfte und ungelernte Arbeitskräfte

ein.

Insbesondere suchen wir:

- **Maschinisten für Wärmekraftwerke, Bekohlung, Entaschung und Bahnbetrieb**
- **Instandhaltungsmechaniker und Schlosser aller Art**
- **Zerspanungsfacharbeiter**
- **Schweißer aller Prüfgruppen**
- **Bauhandwerker, Isolierer und Vulkaniseure**
- **Elektromonteure und Elektromaschinenbauer, BMSR-Mechaniker**
- **Werkstoffprüfer** und
- **Hoch- und Fachschulkader für die Produktion sowie Produktionsvorbereitung insbesondere für die Lösung von Aufgaben auf den Gebieten der Instandhaltung, Forschung und Entwicklung, Projektierung, Gütekontrolle und EDV.**

Wir gewähren:

- **Entlohnung nach dem Rahmenkollektivvertrag Energie**
- **jährliche Treueprämie nach 2jähriger Betriebszugehörigkeit**
- **Jahresendprämie**
- **Montagegeld**
- **kostenlosen Berufsverkehr**
- **kostenlose Unterbringung in Arbeiterwohnunterkünften bis zur Zuweisung einer Wohnung**
- **Wohnungsbereitstellung nach Dringlichkeit und betrieblichen Schwerpunkten**
- **umfangreiche Ausbildungs- und Qualifizierungsmöglichkeiten aller Studienformen**
- **vielseitige kulturelle, sportliche und soziale Betreuung, einschließlich der Bereitstellung von Urlaubs- und Kinderferienplätzen in den betrieblichen Ferieneinrichtungen.**

Richten Sie bitte Ihre Bewerbungen an das Arbeitskräfteberatungszentrum des VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Sitz:

VEB Instandsetzung Kraftwerke
Arbeitskräfteberatungszentrum
Postfach 13
Cottbus, 7500

Wir erwarten Sie auch zu persönlichen Informationsgesprächen in unserem Arbeitskräfteberatungszentrum, Karl-Marx-Str. 13, im Arbeiterwohnheim – Nähe Hotel „Lausitz" – zu unseren Sprechzeiten:

Dienstag 9–11 Uhr und 13–18 Uhr
Donnerstag 9–11 Uhr und 13–16 Uhr
Freitag 7–12 Uhr

Außerhalb der Sprechzeiten nach telefonischer Vereinbarung,
Telefon: Cottbus 61 43 48.

Weiterhin können Sie sich direkt in den Kaderabteilungen der Kombinatsbetriebe bewerben:

- **VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Stammbetrieb Jänschwalde – Kraftwerk der Jugend „Wilhelm Pieck" – Sitz Peitz, 7520**
- **VEB Großkraftwerk Boxberg, Boxberg, 7586**
- **VEB Kraftwerke Lübbenau/Vetschau, PSF 17, Lübbenau, 7543**
- **VEB Kraftwerke „Völkerfreundschaft", Hagenwerder, 8905**
- **VEB Kraftwerk Thierbach, Espenhain, 7204**
- **VEB Pumpspeicherwerk Hohenwarte, Hohenwarte, 6801**
- **VEB Instandsetzung Kraftwerke, Peitz, 7520**
- **VEB Reparaturwerk „Clara Zetkin", PSF 109, Erfurt, 5010**

Reg.-Nr. 194/IV/88

Fortsetzung von Seite 35

Damenwahl

selmotor, der probeweise lief. Ein ganzes Jahr lang scheuchte ich die Karre über die Straßen unseres Kreises, und mit dem eingesparten Diesel heizte ich abends mein Öfchen Marke „Zigeunerliebe", das Richard mit einer Düse speziell für diesen Brennstoff versehen hatte. Ich war endgültig in den Bauwagen umgezogen und besorgte mir den Strom weiterhin auf die herkömmliche Weise, mit Latten und Haken. Wenn ich sie morgens, wenn es draußen noch feucht war, von den Drähten abhängte, spürte ich mit den Fingerspitzen, wie durch das Holz ein schwacher Stoß Elektrizität strömte und mir eine Ladung Ungeduld und Neugier verpaßte – untrügliches Zeichen dafür, daß ich jung war und leben wollte.

Die Zusammenkünfte mit der Dame Dantsche liefen nach einem Zeitplan ab, den sie festlegte. Unsere Verabredungen trafen wir über UKW, eine bewährte Form, die sie mit Richard bereits erprobt hatte. Zwischen uns lautete die Parole: „Jackie, bist du in einer Schicht mit Ritscho?" Ich antwortete mit Ja oder mit Nein, je nachdem, ob ich frei hatte oder nicht. Die genaue Uhrzeit wurde in dem Satz mitgeteilt: „Bestell ihm, er soll morgen um fünf kommen." Ich war ungeheuer beeindruckt von ihrer Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit – Eigenschaften, die heutzutage sogar bei Männern selten sind. Obwohl sie pausenlos auf Achse war und unglaublich viel am Halse hatte, schaffte sie es, alles zu erledigen und außerdem zu unseren Verabredungen pünktlich auf die Minute zu erscheinen. Manchmal brachte ich sie mit dem Wagen zu einer Dienststelle, dann konnte ich beobachten, wie sie mit energischem Schritt das Gebäude betrat und geradewegs auf die Amtsräume der verantwortlichen Genossen lossteuerte. Die altbekannten weiblichen Waffen setzte sie nicht ein, weder vielsagendes Blickeschmeißen noch Lächeln noch zweideutige Versprechungen; sie redete sachlich und ohne viele Worte, was ihre Gesprächspartner für gewöhnlich verunsicherte. Ich habe sie, wenn sie irgendwo auf Unverständnis stieß, des öfteren scharf sagen hören: „Ich nehme die Pistole von meinem Mann und treibe euch auseinander wie die Hühner!" Auf den städtischen Behörden kannte man sie, und niemand wagte ihr zu widersprechen. Auch war man sich keineswegs sicher, ob der Marschall tatsächlich eine Waffe besaß, doch merkte jeder an ihrem entschiedenen Ton, diese Frau war zu allem fähig. Dank ihrem Eingreifen war mein Antrag auf Zuzug wenigstens entgegengenommen worden, was im allgemeinen schwieriger ist als die weitere Bearbeitung auf dem Instanzenweg. Nach einer gewissen Zeit, so sagte sie, würde sie sich auch darum kümmern, daß der Punkt endgültig abgehakt werden konnte. Im Augenblick war sie damit beschäftigt, den Marschall auf einen anderen Posten zu hieven: in die städtische Fahrschule, wo nicht dieser Streß und diese Hektik von wegen Plan und Gewinn herrschte wie bei den Taxen. Seine Ernennung war schon unterschrieben, da rief ihre Tochter an (aus der Hauptstadt, wo sie gerade studierte) und verkündete, sie hätte geheiratet: wie das neuerdings häufig passierte, weil sie mußte. Die Dame Dantsche reiste zum Ort des Geschehens, dann wurde eine Hochzeit veranstaltet, und nach der Hochzeit blieb die Dame Dantsche und paßte auf das Baby auf.

Wenig später wurde die alte Leitung der Fahrschule im Zusammenhang mit der Übernahme einer anderen verantwortlichen Arbeit von ihren Aufgaben entbunden. Eine gewisse Zeit lief eine Untersuchung wegen des Verdachts auf Weiterveräußerung von Dienstbenzin sowie wegen des halbfertigen Baus eines Fahrtrainers, der jetzt als Investleiche auf Eis lag; danach beruhigten sich alle, und wir stiegen in die neuen Jobs ein. Ich sage „wir", weil Stojan, der Marschall, kaum daß er der neue Chef war, auch uns von den Taxen wegholte und als Fahrlehrer einstellte: Richard und mich. Seither sitzen wir am Hammelmarkt und bringen der hiesigen Bevölkerung bei, wie man Leerlauf schaltet, wie man den Motor auf Touren bringt, wie man den ersten Gang einlegt und langsam die Kupplung kommen läßt, wobei man durch Betätigen des Gaspedals die Zufuhr des Brennstoffs erhöht.

Der Marschallin gefiel es in der Hauptstadt, und sie gewöhnte sich an, nur hin und wieder und auch nur kurz nach Stari Chan zurückzukehren. Ihr lieber Mann mußte sehen, wie er zurechtkam; er aß in der Kantine des Jäger- und Anglerverbandes, die sich ihrer guten Küche rühmte, und an den arbeitsfreien Tagen erschien Ritscho, kochte ihm etwas und warf die Waschmaschine an. Ab und zu trafen wir uns abends und droschen Karten. Der Marschall holte eine Flasche Smirnow-Wodka aus dem Schrank, stellte was zum Beißen auf den Tisch, ereiferte sich und legte seine Ansichten über das Leben dar, die zumeist im Widerspruch zur Entwicklung in der gegenwärtigen Etappe standen. „Wir hätten ihre Schiffe damals versenken müssen, wir durften keinen Zurückzieher machen!" äußerte er, wenn er zurückdachte an die Karibische Krise; er meinte, das Leben auf dem Planeten hätte sich anders entwickelt, wären wir nur standhafter gewesen und hätten denen da nicht gestattet, ihre Schiffe wohlbehalten in die Ausgangsbasen zurückzuziehen. Seine persönlichen Pläne waren vergleichsweise bescheiden. Er überlegte, wie er der Nachbarfirma QUALITÄTSSÄMEREIEN einen großen Lagerraum abhandeln könnte, um die Geschäftsräume der Fahrschule standesgemäß zu erweitern, und er bereitete sich auf eine Rundreise durch die Länder des Nahen Ostens vor. Aber manchmal verläuft das Leben nach einer eigenen, verqueren Logik – da hatte er nun wiederholt in fernen Landen geweilt und den Samen der Verständigung zwischen den Völkern ausgebracht, aber mit so einem mickrigen Laden bei uns zu Hause wie diesen QUALITÄTSSÄMEREIEN führte er noch immer harte Verhandlungen ohne Aussicht auf einen realen Fortschritt.

So weit die Träume tragen

Fortsetzung von Seite 10

Der kürzeste Flug: fünf Minuten, 30 Sekunden

Am Morgen des 25. September 1983, einem Sonntag, wird auf dem Startplateau die Trägerrakete mit dem Raumschiff Sojus-T-10 aufgerichtet. Die letzten Kontrollen vor dem Countdown beginnen. Schumilin tut alles, was nur möglich ist, um einen reibungslosen Start zu sichern.

Und wie es scheint, verlaufen die Vorstartkontrolle und das Auftanken glatt, obwohl es sehr böig ist. Man gerät nicht in Zeitnot, um den von den Ballistikern errechneten günstigsten Startmoment einzuhalten: 22 Uhr 37 Minuten 51 Sekunden Moskauer Zeit am Montag, dem 26. September 1983.

Gegen acht Uhr abends wünscht er Wladimir Titow und dessen Bordingenieur Gennadi Strekalow auf dem Platz vor der Rakete viel Glück und begibt sich in seinen Bunker, Strekalow, der schon mit Titow in Sojus-T-8 saß, als es nicht gelang, an Salut-7 anzudocken, verabschiedet sich mit einer sarkastischen Bemerkung, die er während des Trainings öfter zu Titow machte: „Eine Granate schlägt nicht das zweite Mal in einen Trichter ein."

In der unterirdischen Startzentrale versammeln sich alle, die in den zwei entscheidenden Stunden, die jetzt folgen, die Operationen überwachen und die telemetrischen Daten überprüfen. Es gibt nur kurze Wortwechsel über Funk und Telefon, knappe Sätze. Ansonsten wird nicht gesprochen. Schweigsam sitzt der Vorsitzende der Staatlichen Kommission für bemannte Raumflüge, General Kerim Kerimow, auf seinem Platz am Kontrollpult. Der Chefkonstrukteur der Sojus-Raumschiffe, Juri Semjonow, ist da, und die Spezialisten für die einzelnen Systeme. Schumilin und sein Double, ein Experte aus dem Herstellerwerk der Sojus-Rakete, der alle seine Handlungen und Anweisungen nach dem festgelegten Szenarium parallel ausführt, überprüfen den SOS-Code. Jenes Wort, das sie gemeinsam aussprechen müssen, damit im Havariefall die einzelnen Spezialistenteams unverzüglich entsprechende Gegen- und notfalls Rettungsmaßnahmen einleiten.

Schumilin überprüft nicht routinemäßig, obwohl es den Anschein haben könnte nach der hohen Quote reibungsloser Sojus-Starts. Er schaut durch das Periskop auf die Rakete, aus der es in kleinen Wölkchen raucht und deren Weiß im Scheinwerferlicht glitzert, als sei sie mit feinem Rauhreif-Guß überzogen. Jetzt ist sie eingefroren, denkt der Mann am Periskop. Die Operationen werden nicht unterbrochen. Die Kontrollen weisen aus, daß es keine technischen Beanstandungen gibt. Vom Baikonuer Raketen-Flugleitzentrum halten Double-Kommandant Kisim und Double-Bordingenieur Solowjow den Funkkontakt mit Titow und Strekalow, die nicht nur Bordparameter in eintöniger Zahlensprache übermitteln. Hier kommt auch manch persönlicher Dialog über den Äther, ein Spaß, ein Lachen.

Es geht auf 22 Uhr 37 zu. Jetzt ist Schumilin an der Reihe, die entscheidenden Kommandos zu geben. „Kljutsch na start" (Schlüssel auf Startstellung). Die letzte Minute ist angebrochen. Die Kabel- und Versorgungsmaste schwenken von der Rakete weg, die nun fast abgenabelt ist. „Prodjaschka-odin" (Telemetrie-eins). Eine letzte Kontrolle. „Produwka" (Durchblasen). Die Treibstoffleitungen werden entlüftet, einströmender Stickstoff drückt Luftreste aus den Rohren.

Schumilin hat es sich angewöhnt, die Sekunden zwischen den einzelnen Kommandos in sich hineinzuzählen. Er macht das genau wie die Uhren am Pult. Er zählt, während er durch das Periskop blickt. Ein Gefühl sagt ihm, daß etwas nicht stimmt. Die Flammen, der Rauch. Es ist anders, es brennt so eigenartig. Nicht wie sonst, schießt es ihm durch den Kopf.

Oben auf dem Hügel, im Raumschiff über der dritten Stufe, haben schon vor anderthalb Minuten Titow und Strekalow ein Schaukeln und Vibrieren wahrgenommen. Der Kommandeur erklärt es sich mit den Windböen, aber irgendwie gefällt ihm das nicht. Plötzlich hört das Rumoren in der Rakete auf, fängt dann wieder an, wird stärker. Eine außergewöhnliche Situation ist eingetreten.

Schumilin ruft den Notcode. Soldatenko, sein Double, der Raketenfachmann, ruft den Notcode. Später wird man an den Tonbandaufzeichnungen feststellen, daß sie synchron das entscheidende Wort aussprechen. Soldatenko sehr leise, Schumilin laut schreiend.

Das Spezialistenteam im Flugleitzentrum handelt sofort. Die entsprechenden Knöpfe werden gedrückt. Pulverraketen des „Fluchtturmes" zünden und ziehen das Raumschiff von der Oberstufe der in Brand geratenen Rakete weg in eine steile hohe Flugkurve, hoch und weit genug, um den Reservefallschirm zu öffnen, um die über zwei Tonnen schwere Kommandokabine mit den Kosmonauten sicher zur Erde bringen zu können. Vier Kilometer vom Startkomplex setzt das Raumschiff auf. Durch das linke Bullauge sieht Titow das Feuer, das über dem Hügel lodert und sich die Abhänge hinunter auszuweiten droht. Auf den Bunker zu, auf die andere Seite zu, wo das Sputnikdenkmal steht. Jener Granitsockel mit der silbernen Kugel und den goldenen Lettern: „Hier begann durch das Genie des Sowjetmenschen die Erstürmung des Weltalls."

Sofort sind die Hubschrauber des Bergungsdienstes am Notlandeplatz zur Stelle. Titow klettert enttäuscht aus der Kapsel und ruft den Herbeigeeilten zu: „An Bord ist alles in Ordnung. Registrieren Sie den kürzesten Flug in der Geschichte der Raumfahrt. Fünf Minuten und dreißig Sekunden." Er hat kein Verständnis dafür, daß die Ärzte ihn jetzt untersuchen, ihn fragen, ob er sich verletzt hat, ob er etwas gebrochen oder den Kopf gestoßen habe, wie er die extreme Überbelastung aushielt. Dort hinten, da brennt es. Und da verbrennt nicht nur eine Rakete...

Die Situation auf dem Startgelände wird bedrohlich, denn über zweihundert Tonnen Kerosin sind in die Behälter der Rakete gedrückt worden. Schumilin muß kühlen Kopf bewahren und klare Anweisungen geben. Das Feuer frißt sich in die unterirdischen Verbindungskanäle und Versorgungsleitungen. Es besteht Gefahr, daß es die Depots mit dem flüssigen Sauerstoff erfaßt. Die Löschzüge der Feuerwehrmannschaften kämpfen verzweifelt. Mit Äxten werden die brennenden Leitungen zerschlagen. Schumilin ordnet an, flüssigen Stickstoff in die gefährdeten Rohre zu pumpen. Der erstickt sofort die unterirdischen Feuerherde. Aber oben auf der Plattform lodert es weiter. Die Rakete reißt sich aus den Halterungen und stürzt über den Starttisch kopfüber in die Tiefe des Abgasschachtes, bricht beim Aufschlag auf dem Zementboden auseinander. Stundenlang brennt das Kerosin und treibt schwarze Rauchwolken hoch.

Am Morgen des 27. September 1983 bietet der Startplatz ein trostloses Bild, eine Stätte der Verwüstungen.

Mit weichen Knien am Periskop

Schumilin kann auch die Tatsache nicht beruhigen, daß mit dem ausgesprochenen Notcode alle seine Männer richtig gehandelt haben, keiner die Nerven verlor. Es ist der erste Fall, daß in Baikonur eine Rakete havarierte, in der Kosmonauten saßen. Schumilin wie die Konstrukteure kann auch nicht beruhigen, daß erstmalig das Rettungssystem „realistisch erprobt" wurde und sich bewährte. Das Schlagwort vom Titow-Syndrom wird während der Untersuchungen der Katastrophenursachen geboren. Schumilin wird den Gedanken nicht los, daß auch er damit gemeint sein könnte. Er ist nach dieser schlimmen Havarie ein ganz anderer als früher, wenn er im Bunker steht. Und er, der sonst so ungesprächig ist, freimütig: „Wenn die Startkommandos gegeben sind und das Wort Produwka (Durchblasen) an der Reihe ist, wird mir ganz anders. Immer werden mir die Knie weich, und ich kann nichts dagegen tun."

Die Kommission untersucht jeden Metallfetzen, der auf der Plattform und in der Nähe des Raketenhügels gefunden wird und den genauen Hergang der Rettungsaktion. Das Ergebnis. Geplante Startzeit: 22 Uhr 37 Minuten 51 Sekunden. Voller Ausbruch des Feuers: 48 Sekunden vor dem Starttermin, um 22 Uhr 37 Minuten 03 Sekunden. Zünden der Rettungsraketen des sogenannten SAS-Systems: 22 Uhr 37 Minuten 15 Sekunden. Landung der Sojus-T-10-Kapsel: 22 Uhr 42 Minuten 45 Sekunden. Titow hat sich in der Zeit nicht geirrt, als er beim Herausklettern aus der Kabine sagte: „Fünf Minuten und dreißig Sekunden."

Sojus-T-10 wird nicht in die Raumflugstatistik aufgenommen, der Index für das Havarie-Raumschiff wird gelöscht und dem nächsten Raumschiff zugesprochen. So startet Sojus-T-10 von der wieder hergestellten Abschußplattform am 8. Februar 1984 mit Titows Double Kisim als Kommandant.

Titow und Strekalow selbst fühlen sich nicht wohler bei dem Gedanken, daß sie als erste das Rettungssystem im Ernstfall erprobt haben. Sie spüren die Absicht der Ärzte und Psychologen, gezielt zu erkunden, ob sie dadurch nicht einen Schock erlitten oder gar die Nase voll von Raumflügen hätten. Doch ihre Reaktion ist klar und bestimmt: Wir machen weiter. Sieben Monate später steht Gennadi Strekalow wieder vor Schumilin und am 3. April 1984 im Skaphander vor der startbereiten Rakete, als Bordingenieur der sowjetisch-indischen Crew von Sojus-T-11.

Und Titow? Er wird seinen Beruf nie freiwillig aufgeben und alles daransetzen, sein Lebensziel zu erreichen: So weit die Träume tragen...

Im Januar 1987 trifft Titow als auserwählter Langzeit-Kommandant für Sojus-TM-2 und Mir wieder in Baikonur ein. Er soll der einhundertste Kosmonaut werden, den Schumilin in den Orbit bringt. Aber am 4. Februar 1987, einen Tag vor dem Start, trifft die Staatliche Kommission eine andere Entscheidung. Die Ärzte haben irgend etwas bei Titows Bordingenieur Serebrow entdeckt. Und so wird die Double-Crew mit Kommandant Juri Romanenko in das Raumschiff Sojus-TM-2 steigen. Titow aber gibt nicht auf. Dreihundertsechsundzwanzig Tage später ist er Herr im kosmischen Haus Mir und wünscht Romanenko eine weiche Landung...

Wenn er, Schumilin, am Ende des Titowschen Rekordjahres als „Abschußdirektor" das Jahr '88 bilanziert? „Als Streljajuschtschij?" fragt er nach.

Mit sieben neuen kleinen weißen Sternen wurde das grüne Eisen am Starttisch dekoriert, die offene Buchführung für sieben Raumschiffe, die seine Rampe verlassen und an Mir angekoppelt haben. Aber es wurden noch entschieden mehr Aufstiege mit Satelliten durchgeführt – dazu die öffentliche Rechenschaftslegung in Form weiterer großer roter Sterne, das Zeichen für jeweils zehn Starts, und von kleinen weißen Sternen, für je einen Abschuß auf die Haltearme der Raketen gemalt.

Zu näheren Erklärungen und lebhaften Berichten ist Schumilin nicht zu bewegen. Nun, da er uns freundlich, aber mit äußerster Zurückhaltung Rede und Antwort steht, spürt man seine Freude, daß aus dem Unglücksraben Titow der Champion der kosmischen Langzeitler geworden ist. Endlich, beim vierten Versuch, ist es geglückt: Der Kosmonaut, an dessen Raumschiffen das Pech zu kleben schien, ging an Bord einer Orbitalstation, um lange die Erde zu umkreisen. Und Schumilin hat das Startkommando gegeben. Kljutsch na start (Schlüssel auf Startstellung). Protjaschka-odin (Telemetriekontrolle-eins). Produwka (Durchblasen)... Sashiganije (Zünden). Mit weichen Knien am Periskop.

Nun ist es vorbei. Das Weltall hat doch einen zweiten Titow mit ausgebreiteten Armen empfangen. Schumilin fällt endlich das Titow-Syndrom wie ein Stein vom Herzen.

Kommt der Mensch in die Jahre, stellt er bekümmert mancherlei fest. Was gestern spielend bewältigt wurde, geht heute nicht mehr mühelos. Man ist schneller abgespannt… Höchste Zeit, mit Körperübungen zu beginnen. Beobachten Sie einmal Tiere nach einer Ruhepause. Das auf den ersten Blick träge erscheinende Räkeln und Dehnen ist eine spezielle Gymnastik, die neue Spannung und Munterkeit bewirkt. Im „Reich der Mitte" weiß man das von alters her:

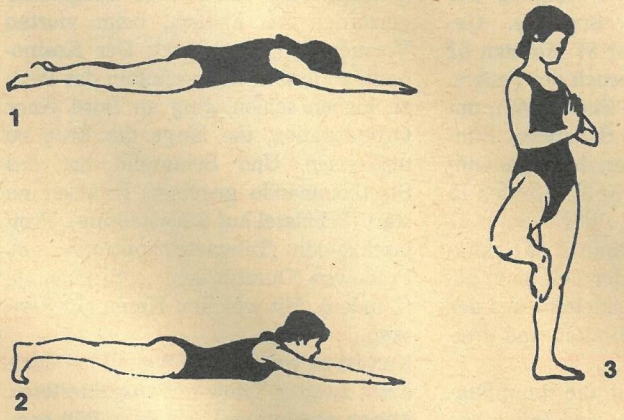
Trainings-Tips aus China

Kranich

Wirkung: Die Übung verbessert die Beweglichkeit der Kniegelenke und reguliert die Blutversorgung der Beine. Sie beseitigt Muskelmüdigkeit und trainiert die Fähigkeit zum Halten des Gleichgewichts.
Ausführung: Aufrecht stehen, die Handflächen in Brusthöhe aneinanderlegen, den Blick auf die Fingerspitzen richten. Das rechte Bein beugen, den Fuß in Kniehöhe gegen die Innenseite des linken Beins stützen, dabei das rechte Knie so weit wie möglich zur Seite drehen. Augen schließen, einatmen und etwa 30 Sekunden den Atem anhalten (Abb. 3). Dasselbe anschließend mit dem anderen Bein üben. Wenn Sie anfangs das Gleichgewicht noch nicht halten können, dürfen Sie die Übung zuerst mit offenen Augen durchführen, möglichst täglich nach dem Aufstehen und vor dem Schlafengehen.

Schlange

Wirkung: Die Übung trainiert die gesamte Muskulatur des Rumpfes. Sie kann mithelfen, sich von überflüssiger Fülle zu befreien. Außerdem senkt sie spürbar den Blutdruck. Erste Resultate kann man nach regelmäßiger Ausführung der Übung im Laufe einer Woche erzielen.
Ausführung: Bauchlage, Arme und Beine ausstrecken, an den Boden drücken. Den Kopf auflegen, leicht die Muskeln des Schultergürtels und des Brustkorbes entspannen, den Bauch so einziehen, daß das Kreuz ein wenig angehoben wird (Abb. 1). Dann das Becken etwas anheben, sich dabei auf die Zehen stützen, Kopf und Schultern anheben und nun den Körper nach vorn bewegen, wonach der Bauchteil in die Normalstellung zurückkehrt (Abb. 2). Durch Anheben von Schultern, Bauch und Becken und anschließendem nacheinanderfolgendem Senken dieser Körperteile bewegen Sie sich jedesmal einige Millimeter vorwärts.



Weitere Übungen folgen demnächst.

Ein Blick ins Fotoalbum – ein Griff in die Fotokiste

…für einen Bilderbogen aus ganz persönlichen Momentaufnahmen – dazu brauchen wir Ihre Mitarbeit, liebe Leser (siehe auch FW 1/89). Treffen Sie Ihre Wahl, schicken Sie uns ein Foto, das für Sie eine besondere Bedeutung hat. Begründen Sie in wenigen Sätzen, warum Sie gerade dieses Bild ausgesucht haben. Alle – die Jüngeren wie die Älteren – sind aufgerufen. An jedem Monatsende verlosen wir unter allen Einsendern **10 Prämien à 50 Mark,** zum ersten Mal Ende Januar 1989. Außerdem wird natürlich jede Veröffentlichung honoriert. Wir sind gespannt auf Ihre Einsendungen und erwarten Ihre Post per Adresse Redaktion FREIE WELT, Karl-Liebknecht-Str. 29, Berlin, 1026.

Kennwort:
Ein Foto aus meinem Leben

Preisfrage

Heft 2/89

Die wievielte sowjetische Volkszählung fand im Januar 1989 statt?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1× 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 5/89. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 15. Februar 1989. Auflösung von Heft 26/88: Jugendwohnkomplexe. Wir gratulieren Gudrun Rößler, Delitzsch.

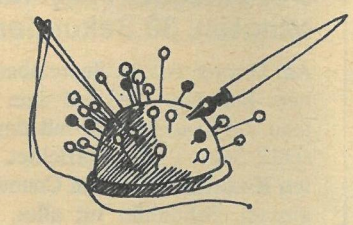
Так было правильно

Die Auflösung aus Heft 26/88 „Mützenbekanntschaften" – Russisch in Redensarten – lautet:

Я с Новым **годом**
поздравляю,
мира, счастья вам **желаю,**
и веселья круглый **год**
и немножечко хлопот!
И успеха на **работе,**
уважения в народе
и здоровья целый воз.
С **Новым годом!**
Дед мороз.

Es gewannen: 100 M – Irmgard Totzki, Magdeburg: 75 M – Arthur Wolf, Zeithain; je 50 M – Wilma Wantig, Neustrelitz; Brigitte Nimbach, Cottbus; Günter Döhler, Auerbach. Herzlichen Glückwunsch!

Wer schreibt uns?



Linda Luse, 19 Jahre alt, Interessen: Medizin, Musik, Handarbeiten; sammelt Ansichtskarten und Abzeichen. UdSSR, Lettische SSR, 228 555 Rauna „Lidumi"

Tadeusz Pajka, 20 Jahre alt, sucht Brieffreundin. Hobbys: Rockmusik, Reisen. VR Polen, 32-432 Pcim 632, woj. Kraków

Andrej Jegorow, 17 Jahre alt, Interessen: moderne Musik, Fotografie, wünscht Briefwechsel in russischer oder englischer Sprache. UdSSR, 410 600 Saratow, ul. Rachowa d. 168/184, kw. 69

Irina Rade wünscht Briefwechsel in russischer Sprache. UdSSR, 637 021 Pawlodar, ul. 25 Let Oktjabrja d. 169

Sergej Gulewitsch, 24 Jahre alt, Ingenieur, Interessen: moderne Musik, Sport (Fußball), Kino, Radiotechnik; sammelt Kalender, Ansichtskarten, Schallplatten. UdSSR, 450 000 Ufa, Glawpostamt do wostrebowanija

Sie fragen wir antworten

Afrika in der Ukraine

Wie ich gehört habe, soll es im Süden der Ukraine ein großes Naturschutzgebiet geben; ich wüßte gern, was dort alles für Tiere leben und wie das Schutzgebiet entstanden ist.

Margot Dölitzsch, Lausigk

Es handelt sich um den riesigen Landbesitz „Askania Nowa" im Hinterland der Halbinsel Krim; aus dem Eigentum der Zaren ging das Gut in die Hände deutsch-russischer Großagrarier über (siehe FW 25/88). Der naturwissenschaftlich gebildete letzte Besitzer, Friedrich von Falz-Fein, begründete die Tradition der Akklimatisierung exotischer Tiere in der Taurischen Steppe. Man findet dort ganze Herden von Zebras, Antilopen, Straußen, Büffeln, die fast wie in der Freiheit leben. Das heutige Forschungsinstitut züchtet außerdem neue Haustierrassen für Steppengebiete und bewahrt einen Rest unberührter Federgrassteppe als Biosphären-Schutzgebiet unter dem Patronat der UNESCO. Unser Foto zeigt eine der wehrhaften Elenantilopen, die zahm und melkbar sind wie Milchkühe. Man will damit ein Haustier für afrikanische Regionen herausbilden, in denen sich wegen der Tsetse-Fliege keine Rinder halten. Die Figuren in der Steppe hielt man lange für „Steinweiber", doch richtiger ist wohl, daß es sich um Abbildungen skythischer Krieger handelt.

Hans Frosch

Dankeschön

... für die vielen guten Wünsche aus unserem Leserkreis zum Jahreswechsel 1988/1989!

Woher kommt Aids?

Es ist erfreulich, welche Anstrengungen weltweit unternommen werden, um diese gefährliche Krankheit in den Griff zu bekommen. Doch fanden wir nirgends, auch nicht in Ihrem Beitrag „AIDS“ (FW 25/88), einen Hinweis darauf, woher sie kommt.

Familie Schönmeyer, Dessau

Mich interessiert, ob die in Ihrem Beitrag erwähnte junge Frau ein gesundes Baby geboren hat oder nicht?

Sigrid Böhme, Halle

Neu auftretende Stämme von Grippeviren beweisen, daß ab und an neue Krankheitserreger entstehen. So muß es auch mit dem Aids-Virus gewesen sein, das sich Ende der 70er Jahre auszubreiten begann. Nach Aussagen des Berliner Molekularbiologen Professor Dr. Erhard Geißler diskutieren Fachwissenschaftler vor allem zwei Hypothesen über die Herkunft von Aids: Die Erreger – so meinen die einen – waren lange Zeit irgendwo (vielleicht in Zentralafrika) in kleinen Krankheitsherden vorhanden und sind durch Bevölkerungsbewegungen, unter anderem Tourismus, schließlich über die ganze Erde verbreitet worden. Die andere Hypothese besagt, daß die verschiedenen Erreger (HIV-1 und HIV-2) sowie ihre bei Tieren entdeckten Varianten von Viren der Grünen Meerkatzen oder anderen afrikanischen Affen abstammen. Durch Bisse seien sie auf den Menschen übertragen worden.

Wir wissen inzwischen aus dem 2. Moskauer Infektionskrankenhaus, daß die mit dem Immunschwächevirus infizierte Mutter ein gesundes Kind zur Welt brachte.

Sonnhild Kutschmar

Zeitzeugen

Die Serie über zeitgenössische Zeugnisse deutscher Geschichte regt an, selbst Geschichte zu lesen, zu erforschen („Zeugenvernehmung“, ab FW 24/88).

E. Peper, Potsdam

Mußten Sie denn in Ihrer Preisfrage in Heft 25/88 („Der Entlastungszeuge“) gerade nach Prinz Max von Baden, einem Steigbügelhalter des deutschen Imperialismus, fragen?

W. Mummert, Potsdam

Eure Beiträge helfen mir, die neuen Lehrpläne zu erfüllen. Als Geschichtslehrerin sammle ich die gerade begonnene Mittelseiten-Serie. Zitate dienen mir als Problemstellung für den Unterricht, große Bilder nutze ich zur Ausgestaltung meines Fachraumes.

Anita Volksdorf, Güstrow

Bei Aitmatow

Gut, diese Audienz bei Tschingis Aitmatow als Reverenz zum 60. Geburtstag (FW 25/88), aber auch zum Ausklang des literarisch so bedeutsamen Jahres 1988: „Die DDR-Leser sind für mich besondere Leser.“ Und eben das zeigte sich in hohem Maße nach Erscheinen des Romans „Die Richtstatt“ in der Übersetzung von Charlotte Kossuth. Kaum ein Buch hat eine solche Resonanz erfahren. Noch immer bewegt viele Leser das tragische Schicksal der drei Helden Sandro, Awdi und Boston. Jene suchen förmlich nach Möglichkeiten gemeinsamer Rezeption in literarischen Veranstaltungen, nun auch im Theater, melden sich in Presseorganen zu Wort, um Pessimismus oder ausweglose Betroffenheit zugunsten einer kreativen Verarbeitung abzubauen. Umdenken ist die Herausforderung an den einzelnen, auch zu Selbsterkenntnis, unseren Platz neu in der Welt zu begreifen.

Gerhard Patzer, Dresden

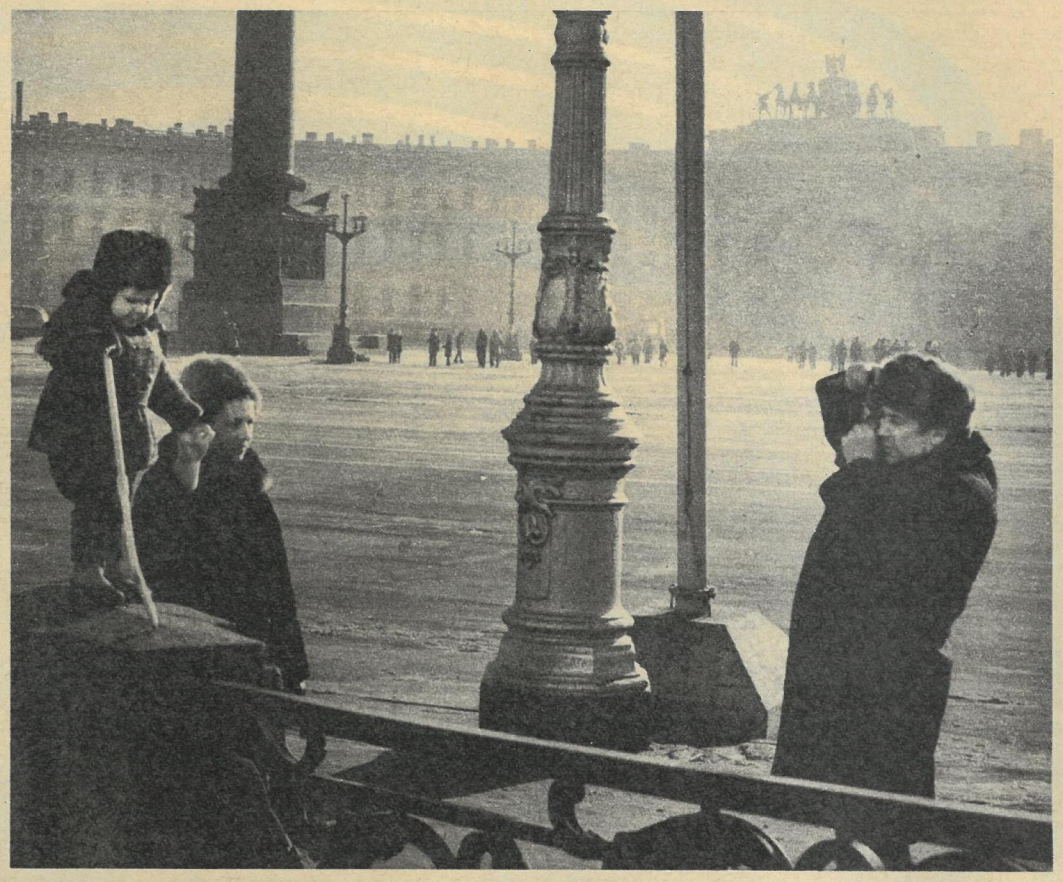
Prosit an der Spree

In Heft 26/88 ist mir unter der Rubrik „Persönliches“ (FW-KONKRET) etwas aufgefallen, das ich richtigstellen möchte: Sie würdigen dort den 80. Geburtstag des Redakteurs von „Wir lesen ungarisch“. Allerdings feierte er dieses Jubiläum nicht in Budapest, sondern in Berlin. Ich war dabei, denn Peter Pfahler ist mein Großvater!

Jana Thiele, Berlin

Alle Freunde der ungarischen Sprache, die nähere Auskunft über den Bezug von „MAGYARUL OLVASUNK“ haben möchten, können sich direkt an den Herausgeber wenden: Kulturbund der DDR, Kreisleitung Köpenick, Friedrichshagener Str. 58, Berlin, 1170.

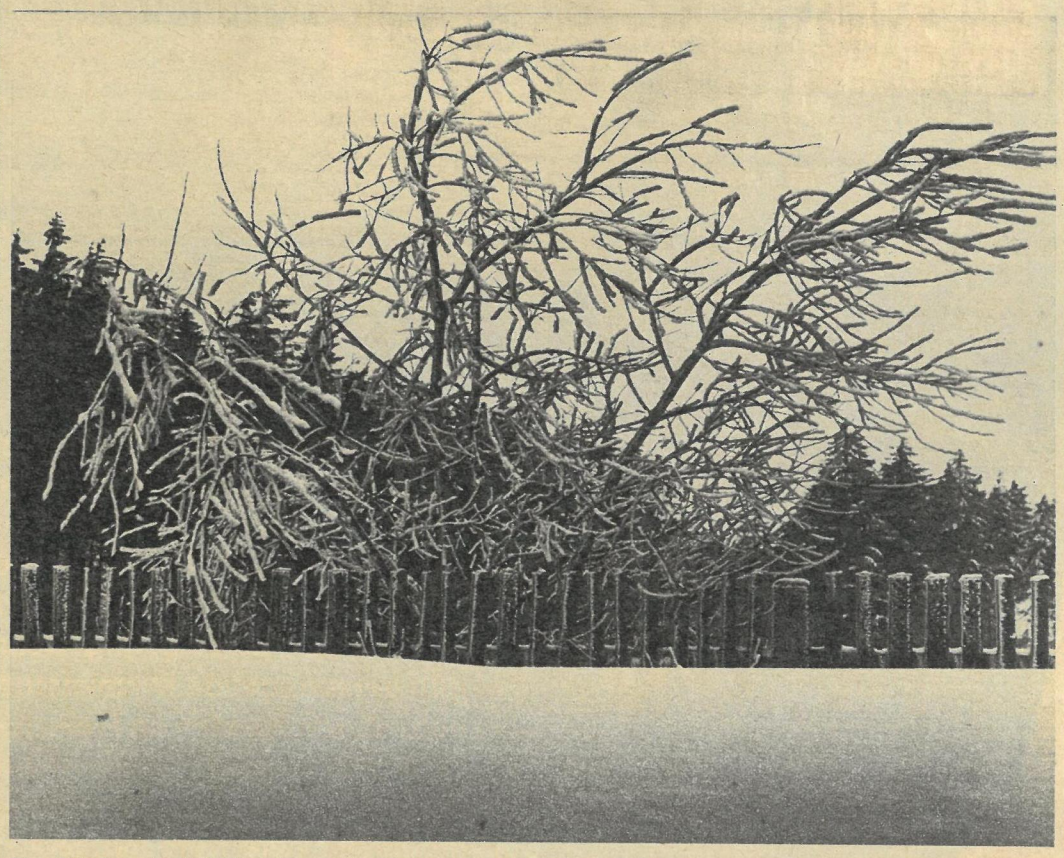
Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Klaus Rudloff, Gerhard Budich, TASS/Dembizki; Zeichnungen aus „Echo Planety“ 20/88; Vignette: Martin Kotsch



Zwei Jubiläen

Ermitage, Winterpalais, Newa, die Schlösser und Parks in der Umgebung der Stadt – immer wieder reizt es unsere Leser bei Touristen- oder Dienstreisen, das Venedig des Nordens im Bild festzuhalten. „Familie auf dem Schloßplatz“ nannte Erich Höhne aus Dresden seinen Schnappschuß. Das Foto ist uns willkommener Anlaß, an zwei Jubiläen dieser Stadt zu erinnern. Am 26. Januar vor 65 Jahren wurde Petrograd (bis 1914 St. Petersburg) in Leningrad umbenannt. Was Wunder, gibt es doch dort mehr als 250 Stätten, die mit dem Leben des „Vaters der Revolution“ verbunden sind, von der möblierten Studentenbude auf dem Newski-Prospekt bis zum Regierungssitz des ersten sozialistischen Staates der Welt im Smolny. Das zweite Jubiläum: Am 27. Januar 1944, vor 45 Jahren, wurde der faschistische Ring um Leningrad gesprengt. Noch nie zuvor hatte es so etwas in der Geschichte der Menschheit gegeben, daß eine Stadt dieser Größenordnung 900 Tage lang einem zahlenmäßig und technisch überlegenen Aggressor widerstand. Weit über 600 000 Leningrader fanden dabei den Tod, die Mehrzahl von ihnen verhungerte. „Die Stadt selbst hat uns Kraft gegeben“, sagte mir einmal eine der Überlebenden, „all die großen Geister, die hier gewirkt haben, die uns für immer ein Stück ihres Ichs gelassen haben, in der Kunst, in der Musik, in der Literatur, in der Politik ...“

Fritz Jahn



Des Winters Reinheit schone du, wenn's trotzdem nötig, deck es zu! Die schneeige Aufnahme aus dem Erzgebirge schickte uns Konstantin Unger, Berlin.

Fünf Kälber bringt eine Kuh normalerweise im Verlauf ihres Lebens zur Welt. Ein Zuchttier aus Rostock-Dummerstorf brachte es auf 65. Acht Kälber trug es selbst aus, 57 wurden von Ammenkühen geboren. Doch auch diese Anzahl ist zu gering, wenn es gilt, hervorragende Milchleistung oder hohe Zuwachsraten an Fleisch – die Gütezeichen einer hochwertigen Spenderkuh – möglichst schnell auf möglichst viele Tiere der nächsten Generation zu vererben. 1986 schlossen deshalb das Forschungszentrum für Tierproduktion bei Rostock und das Allunionsforschungsinstitut für Genetik und Züchtung landwirtschaftlicher Nutztiere Leningrad-Puschkin einen Direktvertrag zur Kooperation ab. Ihr gemeinsames Ziel ist es, biotechnologische Verfahren zu entwickeln, in deren Ergebnis eine Superkuh vielleicht Mutter ganzer Herden von Kälbern sein könnte. Solche modernen Intensivierungsmethoden für die Rinderzucht sind ein wichtiger Bestandteil der Umgestaltung in der sowjetischen Landwirtschaft.

Das „Q" der Kuh

Die Kooperationspartner in der DDR und UdSSR besuchten Utz Hoffmann (Text) und Volkmar Billeb (Fotos)

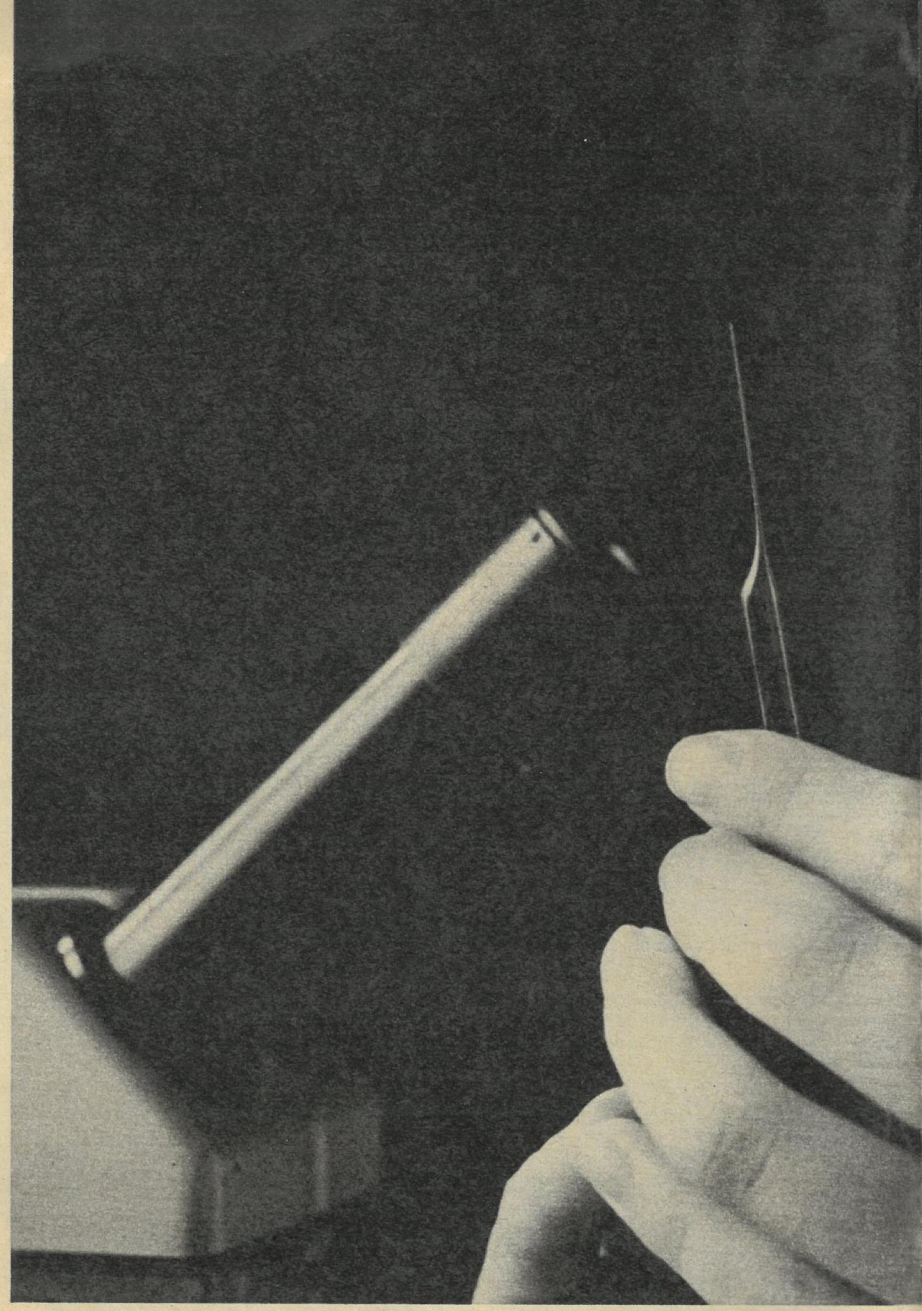
Das „Q“ der Kuh

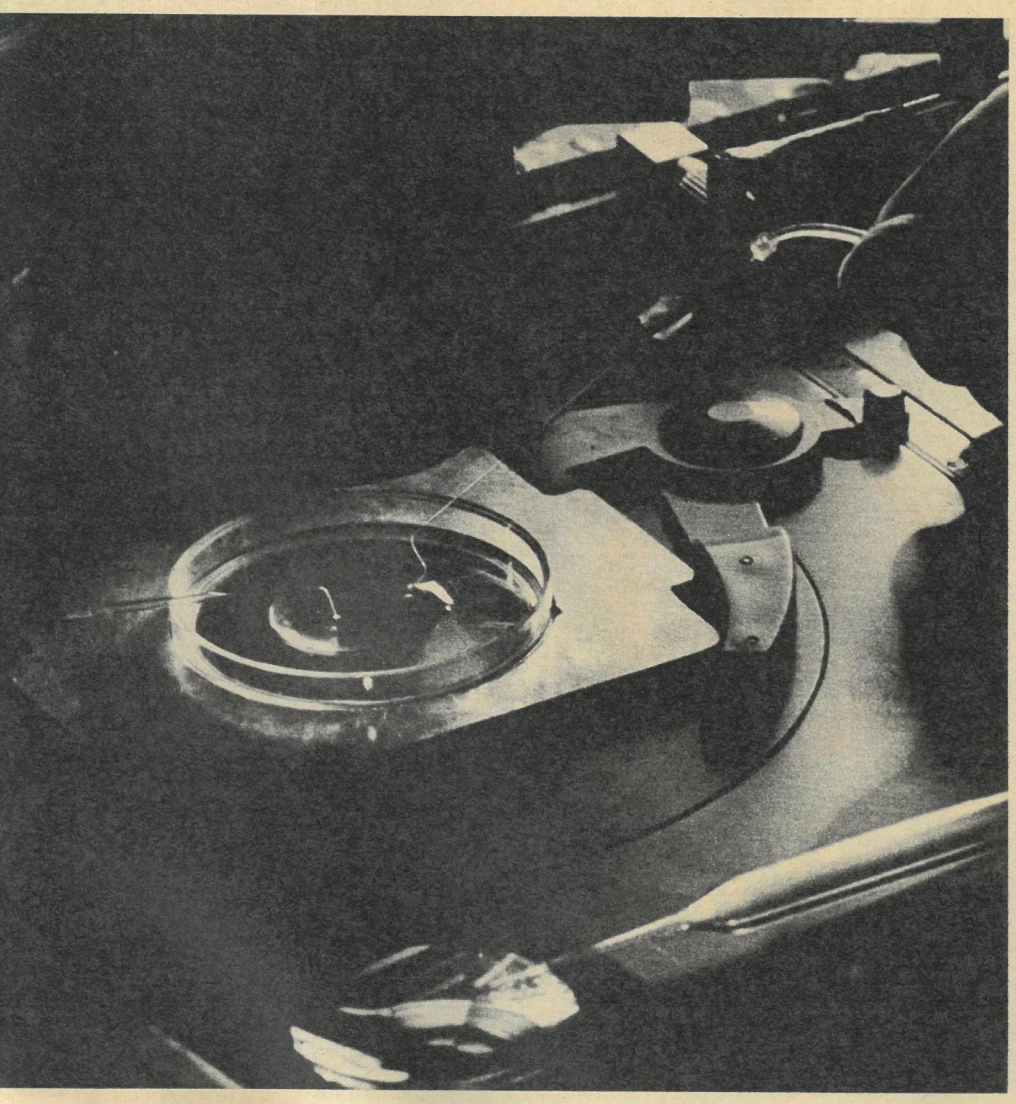
Tausende Spermien bestürmen eine Eizelle. Imposant der Anblick unter dem Mikroskop. Nur einem gelingt es, in das Ei einzudringen, es zu befruchten. Alle anderen werden zurückgehalten. Ein phantastischer Vorgang der Natur, der den Wissenschaftlern viele Rätsel aufgibt. Damit sind wir schon mitten drin in der Forschungsthematik. Sie lautet: „Schaffung einer biotechnologischen Methode zur Erzeugung vollwertiger Embryonen durch In-vitro-Befruchtung von Rinder-Oozyten“ sowie „Erarbeitung von Methoden und Grundlagen für die genetische Verbesserung landwirtschaftlicher Tiere unter Nutzung molekulargenetischer und gentechnischer Erkenntnisse“. Kleine Pause. Nicht erschrecken, wenn Sie nicht alles verstanden haben. Professor Ingo König aus dem Bereich Fortpflanzung des Forschungszentrums für Tierproduktion der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR gab sich in Dummerstorf viel Mühe, uns den gegenwärtigen Stand der Forschung und die daraus abgeleiteten weiteren Vorhaben zu erläutern.

International zeichnen sich völlig neue Möglichkeiten zur Beschleunigung des Zuchtfortschritts bei Rindern ab. Die künstliche Besamung durch einen „Rucksackbullen“ ist seit langem Alltag. Jetzt geht es darum, die genetischen Ressourcen hervorragender Kühe besser zu nutzen. Und nach einem Spätstart haben auch die Länder des RGW in dieser modernen Forschungsrichtung Fuß gefaßt, ja bestimmen in einigen Spezialgebieten den Stand der Forschung mit. So erblickte im Dezember 1982 in der UdSSR das in der Retorte aus der Eizelle einer Kuh gezeugte Bullenkalb „Pervenez“ (Erstling) das Licht der Welt. Wenige Jahre später gelang durch gemeinsame Arbeit eine ähnliche Leistung auch in der DDR.

Die gegenwärtigen Forschungen sind nur verständlich, wenn man einen Abstecher in die Geschichte macht. 1951 wurde weltweit erstmals in Cambridge ein Rinderembryo chirurgisch auf eine Ammenkuh verpflanzt und von dieser ausgetragen. Das war ein erster Schritt, ein Beweis dafür, daß es prinzipiell möglich ist, Embryonen großer Säugetiere zu übertragen. In den 70er Jahren waren dann einige Länder so weit, diesen chirurgischen Transfer bei wertvollen Zuchtrindern in die Praxis einzuführen. Doch der manuelle Aufwand für die operativen Eingriffe war recht groß. Erst Erfolge mit dem nichtchirurgischen Transfer und die Bereitstellung der entsprechenden Instrumentarien ließen den Übertragungsumfang vor allem in den USA stark steigen. Nun war es möglich, mit Hilfe spezieller Transferkanülen den Embryo durch die Scheide direkt in die Gebärmutter zu verpflanzen. Weltweit – so die Schätzungen – wird sich die Anzahl der Embryotransferkälber von 50 000 (1980) auf eine Million (1990) erhöhen.

Forschungen zu diesem Thema nahmen die Länder des RGW erst im Juni 1974 auf. Um den Rückstand möglichst





Mitarbeiter des Labors für molekulare Zytogenetik des Allunionsforschungsinstituts in Puschkin bei Leningrad erforschen den Gentransfer bei Säugetieren. Mit einer haarfeinen Pipette wird der winzige Rinderembryo fixiert (Bild oben). Noch feiner ist die Kanüle, mit der ihm ein fremdes Gen injiziert wird (Bild links). Eine Genbank (Bild rechts) verwahrt die Gene bis zum Einsatz.

schnell aufzuholen, beschloß man die Bildung eines zeitweiligen internationalen Forschungskollektivs „Eitransplantation“, das der Dummerstorfer Wissenschaftler Professor Peter Rommel leitete. Ihm gehörten 25 Wissenschaftler aus Bulgarien, der DDR, Polen, Rumänien, der UdSSR und der ČSSR an. Als Ergebnis wurde im Forschungsleitzentrum Dummerstorf im Juli 1976 als erster Embryotransfer-Erfolg der europäischen RGW-Länder das Kalb „Seva“ geboren. 1982 waren die gemeinsamen Arbeiten abgeschlossen. Damit hatten sich die beteiligten Länder die Möglichkeit geschaffen, das neue biotechnologische Verfahren in die Zuchtpraxis einzuführen.

Kälber in der Thermosflasche

Dieses Verfahren besteht aus einer Vielzahl von Teilschritten. Zunächst werden nach bestimmten Parametern geeignete Donoren (Spenderkühe) ausgewählt und durch Hormonbehandlung zur Superovulation angeregt. Dabei entstehen etwa acht bis zwölf befruchtungsfähige Eizellen gleichzeitig. Sieben Tage nach der normalen Besamung werden die entstandenen Embryos aus der Gebärmutter der Spenderkuh ausgespült. Dem folgt die Begutachtung der winzigen Keimlinge unter dem Mikroskop. Nun kann die Übertragung auf eine Ammenkuh vollzogen werden. Doch das in der DDR entwickelte programmgesteuerte Gefriergerät „Cryocell“ frostet Embryos auch ein und konserviert sie nahezu unbegrenzt. Schon 1984 tauschten die DDR und die VR Ungarn erstmals Embryonen aus. In Dummerstorf erblickten sechs Hollstein-Friesian-Kälber aus Ungarn das Licht der Welt. Dort wiederum wurden vier Charolais-Kälber aus dem VEG Westenbrügge geboren. Embryotausch und Handel in der „Thermosflasche“ gehören heute zum Alltag in der Tierzucht.

Ähnlich wie bei der Besamung von Kühen wird das Embryo am Standplatz der Kuh übertragen. Dabei sind gegenwärtig Transfererfolge, das heißt Trächtigkeitsraten bis 70 Prozent erreichbar. Ausschlaggebend sind optimale Haltungs- und Fütterungsbedingungen sowie eine sachgerechte Handhabung des komplexen Verfahrens durch Tierpfleger, Zootechniker und Veterinärmediziner. Deshalb wurde das Verfahren in der DDR durch das VE Kombinat Tierzucht Paretz in den 19 Rinderstamm-

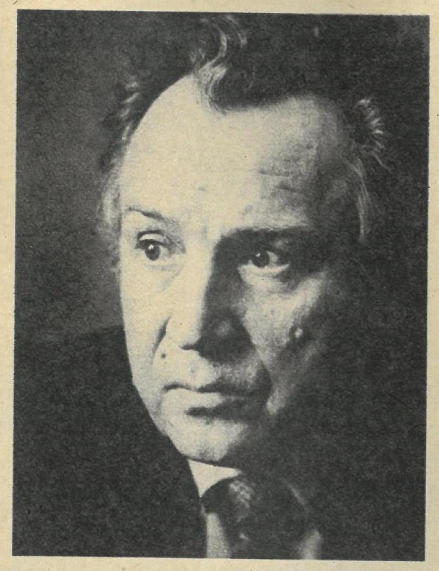
Zuchtzentren mit 44 landwirtschaftlichen Betrieben, die die Voraussetzung dafür bieten, eingeführt.

In der UdSSR arbeiten zur Zeit 20 Transplantationszentren. Für das riesige Land natürlich erst ein Anfang. Der Vizepräsident der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften, Professor Lew Ernst, konstatierte kürzlich, daß die Sowjetunion 120 Millionen Rinder besitzt. Wenn das Fleisch zur Versorgung der Bevölkerung dennoch nicht reicht, so liegt das daran, daß zum Beispiel erst neun Prozent der Rinder nach intensiven Produktionsmethoden in modernen Anlagen gehalten werden. Nur ein Drittel des Grünlandes wird genutzt, und durch unzureichende Haltung erreicht man nur eine mittlere Milchleistung von 2600 kg pro Kuh und Jahr. Zu den Bemühungen, die Rinderproduktion zu intensivieren, um eine bessere Versorgung mit Fleisch und Milch zu gewährleisten, werden künftig auch in der UdSSR biotechnologische Verfahren wie die Methode des Embryotransfers an Bedeutung gewinnen.

Soweit die Ausgangsbedingungen im Jahre 1986 beim Abschluß des Direktvertrages zwischen den Instituten in Puschkin und Dummerstorf. Natürlich gibt man sich auch international mit dem erreichten Stand des Embryotransfers nicht zufrieden. Bei einer durchschnittlichen Entnahme von sechs transfertauglichen Embryonen nach der Hormonbehandlung einer Spenderkuh sind heute für eine hervorragende Zuchtkuh drei bis vier Nachkommen pro Jahr eine reale Zielstellung. Professor König erklärt uns das gemeinsame Forschungsvorhaben: „Das Ovar (Eierstock) eines Rindes enthält in Abhängigkeit vom Alter bis zu 200 000 Eizellen in unterschiedlichem Reifegrad. Durch Hormone gesteuert, entwickeln sich in vivo (in der lebenden Kuh) immer nur wenige dieser Zellen zu befruchtungsfähigen Eiern. Wenn es im großen Maßstab gelingt, den überaus komplizierten Prozeß der Reifung in vitro (im Glas) nachzuvollziehen, so bietet jede Kuh ein nahezu unerschöpfliches Potential an Eizellen. Nach In-vitro-Befruchtung und nach entsprechender Kultivierungszeit könnten die Embryonen dann mit der schon beschriebenen Methode übertragen werden." Weltweit befinden sich diese Bemühungen trotz einiger Teilerfolge noch in der Phase der Grundlagenforschung.

In Puschkin erläutert uns Professor Alexander Golubow, der stellvertretende Direktor für Genetik, die Vorzüge der gemeinsamen Forschungen. Seit Abschluß des Direktvertrages liegen die Pässe für die beteiligten Wissenschaftler im Institut bereit. Ein Besuch, der früher mehrwöchiger ministerieller Bearbeitung bedurfte, ist heute in zwei, drei Tagen zu organisieren. Unlängst war seine Mitarbeiterin Frau Dr. Makarowa in Dummerstorf, um eine neue Kultivierungsmethode für Embryonen zu testen. Und Frau Dr. Alm kam nach Puschkin, um gemeinsame Experimente vorzubereiten. Dieser Vertrag über Zusammenarbeit regelt verbindlich die zu erbringenden Leistungen der Partner, setzt Termine und enthält für beide Seiten Vorgaben für die Nutzung.

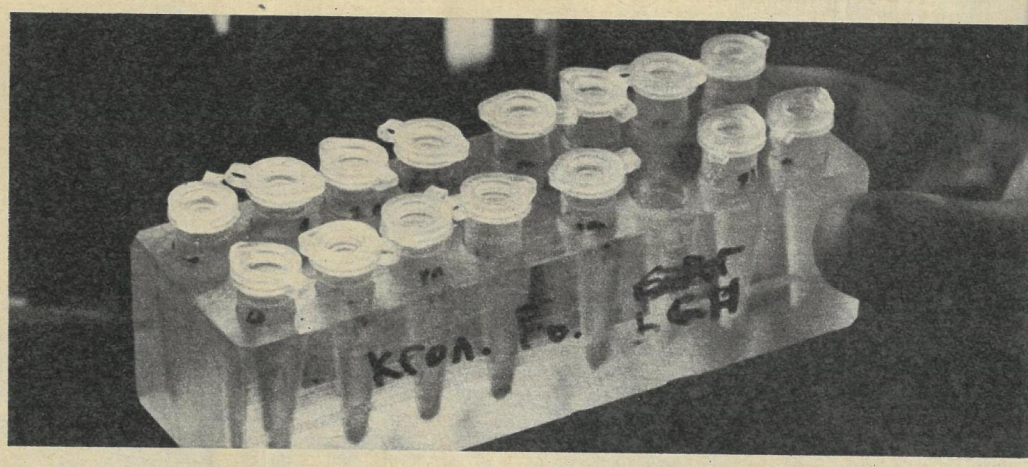
„Die Kollegen in der DDR konzentrieren sich im Labor meines Freundes Dr. Kauffold auf den Reifeprozeß der Eizelle in Abhängigkeit von der Hormonwirkung im Organismus. Gemeinsam versuchen wir diesen Prozeß möglichst naturgetreu in der Retorte nachzuvollziehen. Die dabei ablaufenden Hauptprozesse sind uns recht gut bekannt. Doch der Teufel steckt wie immer im Detail, in der genauen Nachbildung des Milieus und seiner zeitlichen Veränderungen", berichtet Professor Golubow. So wechseln Perioden intensiver arbeitsteiliger Forschungen in beiden Instituten mit Zeiten des Erfahrungsaustausches und gemeinsamer Experimente. Erst wenn es gelingt, die Eizellen in großer Zahl in vitro auszureifen und zu befruchten, werden die prognostizierten Vorstellungen von der „Embryonenzüchtung" Wirklichkeit sein und für die Produktion von Nahrungsmitteln Bedeutung erlangen. Erst dann wären auch die Möglichkeiten zum umfassenden Einsatz der im zweiten Teil des Vertrages formulierten „Gentechnik" gegeben.



Professor Alexander Golubow ist stellvertretender Direktor für Genetik in Puschkin. Seinem Kollektiv gelang es 1982, die einem Kalb entnommene Eizelle in der Retorte auszureifen und zu befruchten.

Gene erhalten Verstärkung

Bei Mikroorganismen ist es schon vielfache Praxis, fremde Gene zu implantieren, um Zellen zu bestimmten Leistungen anzuregen. Der Gentransfer wird nun auch für Säugetiere aktuell. 1982 gelang es in den USA, erstmals Wachstumshormongene der Ratte und ein Jahr später des Menschen auf Mäuse zu übertragen.



Einige davon zeigten daraufhin Riesenwachstum mit einer um 80 Prozent (!) erhöhten Körpermasse. Auch bei Schafen, Schweinen und Rindern bemüht man sich um den Transfer dieser Gene. Der Einbau in das Genom gelang in einigen wenigen Fällen. So wurde im Januar vergangenen Jahres erstmals in der DDR ein Kalb mit fremden Wachstumshormonen geboren. Nennenswerte Gewichtserhöhungen wurden dabei aber nicht erzielt. Und so beruhigt uns Professor Golubow: „Die Kuh im Elefantenformat ist noch lange nicht in Sicht. Wohl aber ist abzusehen, daß durch die Gentechnik bei Labortieren die verstärkte eigene Produktion bestimmter Hormone anzuregen ist. Diese können dann zur Erhöhung der Milch- und Fleischleistung beitragen, aber auch Resistenz gegen bestimmte Krankheiten erzeugen. Doch auch diese Verfahren stecken noch in den Kinderschuhen."

Im Laboratorium für molekulare Zytogenetik von Professor Alexander Jakowlew in Puschkin können wir beobachten, wie ein Rinderembryo von etwas mehr als einem zehntel Millimeter Durchmesser in einer Nährlösung mit der Pipette fixiert wird. Die Laborantin benötigt mehrere Versuche, um mit einer hauchdünnen Kanüle ein fremdes Gen einzuspritzen. Ein Vorgang, der trotz spezieller Manipulatoren und Kontrolle unter dem Mikroskop einer geübten Hand bedarf. Das so „geimpfte" Embryo wird einer Ammenkuh eingepflanzt und – wenn alles gut geht – nach neun Monaten ausgetragen.

Die Grundlagen der hier skizzierten Verfahren sind auch Basis für ähnlich gelagerte Arbeiten in der Humanmedizin. Wenn es heute schon möglich ist, als eine therapeutische Maßnahme durch den Embryotransfer den Kinderwunsch mancher Ehepaare zu erfüllen, dann trugen dazu auch Pionierleistungen in der biologischen Grundlagenforschung bei. Beide – Human- und Tiermediziner – tragen beim Umgang mit den mikroskopisch kleinen Keimen des Lebens im Reagenzglas eine hohe Verantwortung.

Foto auf S. 46/47: Nina Rücker

Drei Sätze über Tula

Peter I. als Schmied, ein Denkmal aus dem Jahre 1912, für das Tulaer Einwohner die Rubel sammelten.

Noch nie ist es einem Feind gelungen, Tula zu betreten. Die Mongolo-Tataren unter ihrem Heerführer Mamai haben's versucht, sie wurden 1380 auf dem Kulikower Feld geschlagen. Krim-Khan Dewlet-Girej und seine 30 000 Mann waren 1552 ebensowenig erfolgreich wie die Regimenter Napoleons 1812 oder die Weißgardisten 1919. Wie es scheint, hatte die Geschichte dieser 1146 gegründeten Stadt eine Art Beschützerrolle bei der Verteidigung des um ein Jahr jüngeren Moskau zugewiesen – von der stets gefährdeten Südflanke her.

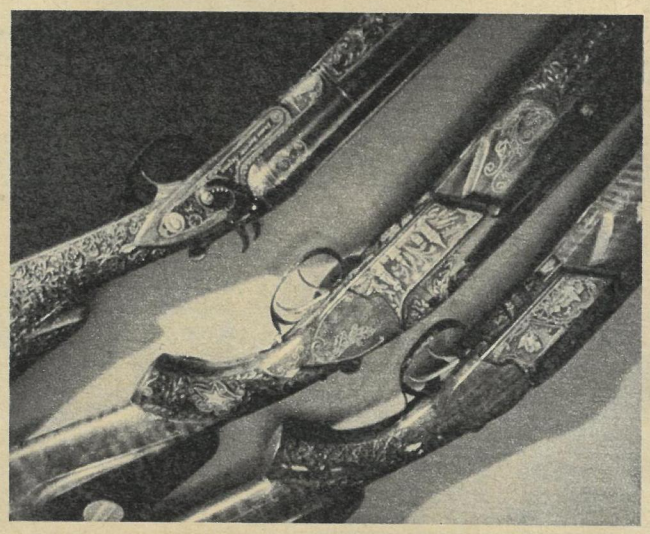
Die faschistische Wehrmacht schaffte es im Winter 1941 bis zu Lew Tolstois Landsitz Jasnaja Poljana vor den Toren der Stadt, weiter aber kam sie nicht, trotz technischer und personeller Übermacht. 45 Tage und 45 Nächte hielten Arbeiterwehr und reguläre Soldaten stand. Jeder dritte Tulaer Bürger, der an den Fronten des zweiten Weltkrieges kämpfte, kehrte nicht wieder nach Hause zurück.

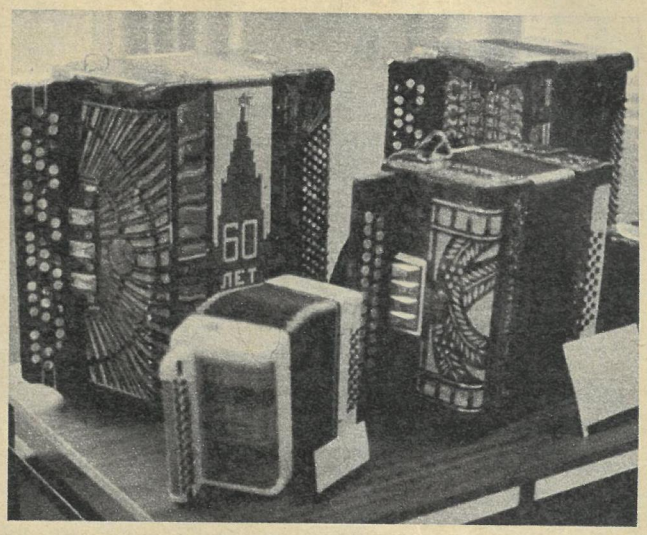
Sich derart oft zu wehren, dazu braucht es gute Waffen. Am zweckmäßigsten, man macht sie selbst, Eisenerz und Kohle gab die heimatliche Erde. 1712 ließ Zar Peter I. hier, wo die Leute seit alters mit Metall umzugehen verstanden, die erste russische Waffenfabrik bauen. Eine Schmiede der Landesverteidigung war und ist Tula. Der Gast sieht es an erhalten gebliebenen Straßennamen wie „Dulnaja" (Mündung), „Stwolnaja" (Lauf), „Schtykowaja" (Bajonett), „Patronnaja" – und er hört es bis ins nächtliche Hotelbett.

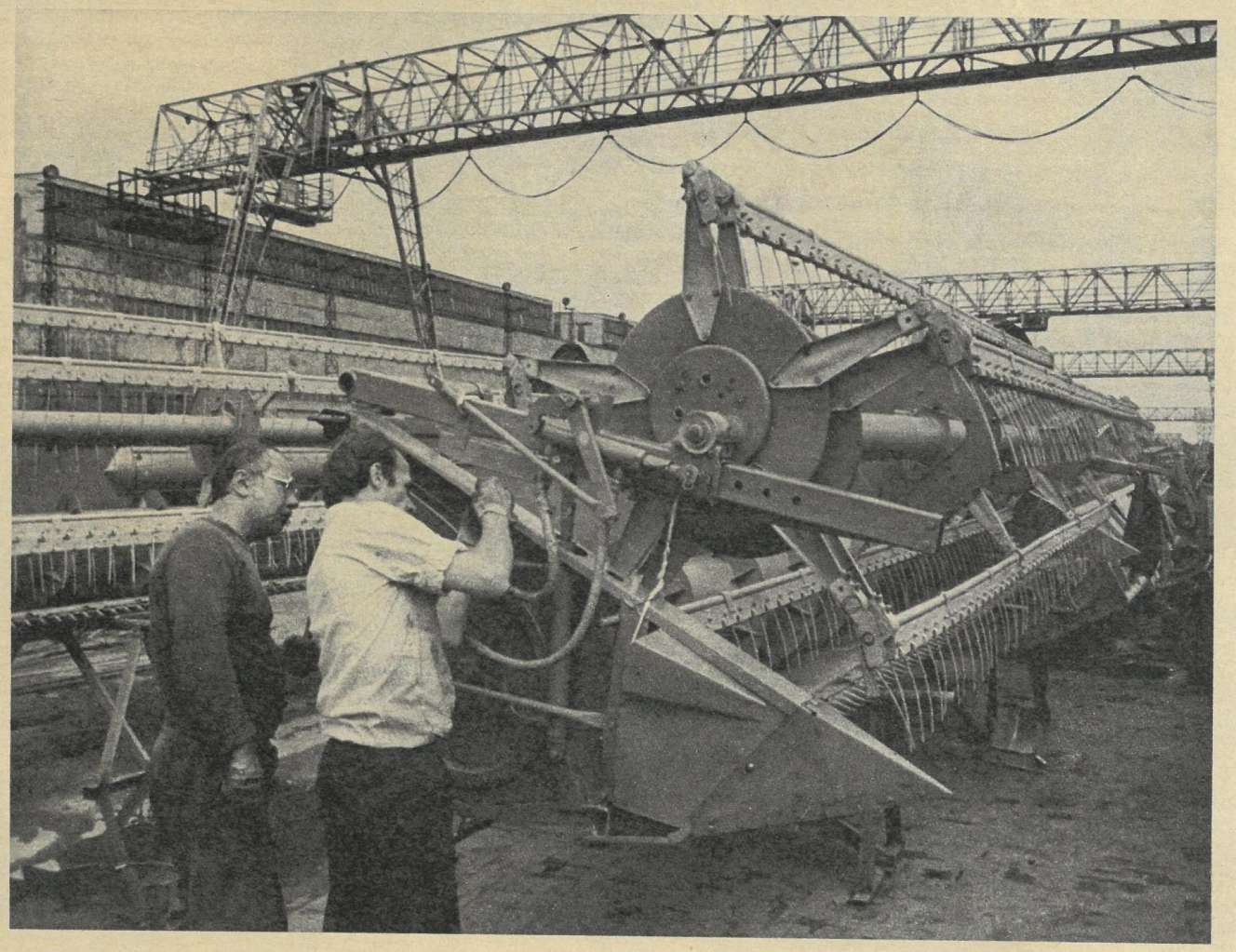
Viele Wege führen nach Tula. Einer kommt von Erfurt und wird seit 1981 regelmäßig von Monteuren des Kombinats Umformtechnik „Herbert Warnke" beschritten. Ihr Ziel ist das Kombinewerk, ein 11 000-Mann-Betrieb, der Mähbalken für die großen Erntemaschinen herstellt. Im vergangenen Sommer standen viele hundert dieser Riesen gleichsam amputiert in den Dörfern der Union herum, nutzlos, weil ohne Mähwerk. Die Tulaer als wichtiger Zulieferer waren mit ihrer Produktion nicht nachgekommen. Seit einigen Monaten wird kräftig aufgeholt. Zur Zeit unseres Besuches leiteten Michael Udhardt und Frank Rebernigg die Montage der 5. Linie von 500-Tonnen-Pressen. „Pressen aus Erfurt", so ihr sowjetischer Kollege Viktor Minskije, „sind unsere besten, sie helfen, die Arbeitsproduktivität um das Zwei- bis Zweieinhalbfache zu steigern." Ein Loblied auf die Zusammenarbeit mit der DDR hörten wir auch in der Vereinigung „Melodija". 3000 Belegschaftsmitglieder produzieren hier das sowjetische Akkordeon „Bajan", Mechanik und Stimmplatten für alle Harmonikafabriken des Landes, des weiteren Teile für Klaviere, Lautsprecher, Verstärkeranlagen, Blasinstrumente und elektronische Musikanlagen. Der Generaldirektor zeigte sich angetan von den Verbindungen zu den Klingenthaler Harmonikawerkern und zum VEB „Vermona" (Übernahme von Erfahrungen bei der Kleinmechanisierung, Technologieaustausch). Ähnliche Töne hörten wir im Chemiekombinat ASOT (Kooperation mit Leuna angestrebt) und in der Hüttenvereinigung „Tulaschermet" (Zusammenwirken bei der Erprobung und Anwendung der Pulvermetallurgie, Konverterstahlherstellung mit hohem Altmetallanteil in der Maxhütte nach sowjetischer Lizenz). Es sind beileibe keine Einbahnstraßen, die von uns nach Tula führen.

Es gibt attraktivere Städte als Tula. Lange muß man in der über 600 000 Einwohner zählenden Stadt laufen, um ein Restaurant zu finden, von einem Jugend-Café ganz zu schweigen. Wie in vielen bedeutenden Industriezentren wurde die kulturelle und soziale Sphäre in den vergangenen Jahrzehnten vernachlässigt, das – so Pawel Dorochow, Rayonsekretär der KPdSU – soll im Zeichen der Umgestaltung anders werden. Ein Beispiel: Bis 1995 werden allein im Proletarski-Stadtbezirk 1000 Familien ein eigenes Haus beziehen, das erste Eigenheimprogramm im gesamten Tulaer Gebiet. Der Staat gibt pro Haus 32 000 Rubel Kredit zu günstigen Bedingungen. Was noch über Tula? Daß es auch „Geburts- und Hauptstadt der Samoware" genannt wird (1,5 Millionen Stück der verschiedensten Typen aus dem Werk „Stamp" jährlich) … Aber das wußten Sie doch ohnehin!

Fritz Jahn (Text)
Lothar Willmann (Fotos)







Der Kreml (1514–1520), beliebtes Studienobjekt im Fach Kunsterziehung (links). Tulaer Jagdwaffen und Harmonikas, gefragt im ganzen Land (oben Mitte). Mähwerke aus dem Kombinewerk (rechts).

Doppeltes Lottchen vom Elbestrand

Im April hat das Ehepaar Christa und Ernst Luding ersten Hochzeitstag. Beide kennen sich schon lange, länger als zehn Jahre. Die sportliche und nun auch private Liaison von Trainer und Schützling hat es zuwege gebracht, daß nach großen Erfolgen bisher das Jahr '88 das rundum schönste von allen wurde. Dresden in der Mitte und im Mittelpunkt: Hochzeit. Calgary Tausende Kilometer westwärts: Olympisches Gold und Silber. Soul Tausende Kilometer ostwärts: Olympisches Silber. Mittelmeer Tausende Kilometer südwärts: Verspätete Hochzeitsreise auf dem FDGB-Urlauberschiff „Arkona". Die Fotos rechts sind „Selbstgemachtes" aus dem Hause Luding im Elbtal. Ein Stück Erinnerung an ein sportlich zwar hartes, aber überaus glückbringendes 1988. Das „doppelte Lottchen" Christa Luding-Rothenburger hat nämlich etwas vollbracht, was ihr bisher keiner hat vormachen können: Olympische Siegerpodest-Besteigung im Winter und im Sommer des gleichen Jahres!

Doppeltes Lottchen vom Elbestrand

Im verflossenen olympischen Jahr spielte eine DDR-Athletin den ersten Zweiakter unter den fünf bunten Ringen. Als Fräulein Rothenburger hetzte die junge Dresdnerin aus Weißwasser um das Eisoval im Schnellauf-Dom zu Calgary, um nur ein paar Monate später als Frau Luding tief über den Lenker gebeugt die einhellig versammelte Radsprintelite der Welt um das Holzoval von Sòul zu treiben. Genaugenommen tanzte sie sogar auf drei Hochzeiten, und danach gefragt, welche von ihnen denn wohl die wichtigste war, antwortete sie: „Die ‚richtige' mittendrin!"

Machte das sportliche Doppelleben schon Aufsehen genug, so verdiente sich die flinke Christa die Aufmerksamkeit der internationalen Sportöffentlichkeit vor allem durch die Novität ihrer Meriten. Auf den langen Eisschnellaufschienen rannte sie zu Gold und Silber, um schließlich auch auf dem Rennrad silbergeschmückt die Bahn zu verlassen. Die 29jährige vollbrachte somit das Kunststück, für Winter- und Sommerspiele gleichermaßen das Vertrauen unseres NOK zu rechtfertigen. In der 40jährigen DDR-Sportgeschichte war sie die erste Athletin, die sowohl im Winter wie im Sommer zum „Fest aller Feste" fuhr und hier wie dort auf dem höchsten Treppchen oder gleich daneben stand. Dreimal!

Es gibt weniger denn eine Handvoll Athletinnen, denen Ähnliches gelang. Die Kanadierin Susan Holloway gehört zu ihnen. In Innsbruck '76 kam sie als Zweiunddreißigste des 10-km-Skilanglaufs ins Ziel, rannte dort mit der Staffel auf einen siebenten Rang und saß dann in Montreal im Zweierkajak, der auf dem achten Platz einkam. Auch die US-Amerikanerin Connie Carpenter umrundete das Eisoval wie Christa Luding. In Sapporo '72 wurde sie Siebte über 1500 m. Als Ehefrau des ehemaligen USA-Friedensfahrers Phinney durfte sie zwölf Jahre später in Los Angeles das zum ersten Mal vergebene Gold im Straßenradrennen der Frauen entgegennehmen.

Allerdings können sich die beiden beherzten Damen aus Übersee nur bedingt mit Christa Luding auf eine Stufe stellen. Denn nur der Dresdnerin blieb es bislang vorbehalten, innerhalb eines Jahres sowohl winters wie sommers Medaillen zu gewinnen. Sollte sich 1992 nicht noch eine Athletin zu einer ähnlichen Glanzleistung aufraffen, könnte die Tat der bescheidenen Frau vom Elbestrand als eine Art ewiger Rekord ins Guiness-Buch der Rekorde eingehen. Ab 1994 nämlich finden Winterspiele immer zur Halbzeit der Sommerolympiaden statt, also die nächsten schon wieder 1994!

Der Ludingsche Husarenstreich blieb bislang lediglich zwei Männern vorbehalten. 1920 boxte sich der USA-Halbschwergewichtler Edward Eagan zum Gold durch, um zwölf Jahre darauf als Insasse eines Viererbobs aus Lake Placid das gleiche Edelmetall mit nach Hause zu bringen. Der norwegische Skisprungpionier Tullin Thams war 1924 Olympiasieger, 1936 Silbermedaillengewinner in der 8-m-Klasse der Segler. Die Geschichten um die Doppelstarter abzurunden, sei an den Eidsprecher der Calgary-Spiele erinnert: Pierre Harvey hatte 1984 olympische Startnummern sowohl im Skilanglauf als auch im Straßenradsport getragen.

Das auf Bild oben nennt man Spargel, das auf Bild oben rechts darf nur Ernst Luding, das auf Bild rechts ist ein „Schnappschuß aus dem Hinterhalt".

Ein „Ludingsches Jahr" indes kann noch kein Sportler vorweisen. 1988 fegte die propere Christa nicht etwa nur zu olympischem Gold und Silber. Sie stellte im 500- und 1000-m-Eisschnellauf Weltrekorde auf, wurde Eissprint-Weltmeisterin, gewann den Eissprint-Weltcup, fuhr auf der Radrennbahn zwei DDR-Zeitfahrrekorde, holte sich ihren 15. DDR-Bahnrad-Meistertitel, schwamm als Zweite der DDR-Sportlerumfrage hinter Kristin Otto auf einer Woge der Popularität und wurde – wie eine Krönung war das – mit dem UNESCO-Fairplay-Cup geehrt. Die Begründung für die Vergabe der Trophäe an sie traf den Nagel auf den Kopf: In ihrer bescheidenen Art, mit großen Siegen umzugehen, und mit ihrer beeindruckenden Fairneß anderen gegenüber hat sie allen ein Beispiel gegeben.

★

Unbestritten hat sich die zweifache Olympiasiegerin und mehrfache Weltmeisterin einen festen Platz auf der Hitliste des Weltsports gesichert. Trotz all solchen sportlichen Glücks, trotz Ehrungen und Orden und Zuwendung von Millionen hat Christa Luding unter vier Augen und mit einem vielsagenden Lächeln gestanden: „Es war alles wunderbar, aber am schönsten war der Moment, als ich im April Hochzeit machte." Was Wunder, daß sie im neuen Haus im Elbtal, das sie kürzlich mit ihrem Trainer und Ehemann Ernst Luding bezog, jetzt davon träumt, dort mit einer rundum kompletten Familie zu leben. Der Klapperstorch steht zwar noch auf der Warteliste, aber nicht mehr lange…

Denn die olympische Flamme von Soul war kaum erloschen, da wechselte Christa Luding bereits wieder den sportlichen Bewegungsuntersatz. „Ich fühle mich trotz der Anstrengungen im Jahr '88 noch recht frisch. Plötzlich, als alles vorbei war und ich Zeit zum Nachdenken fand, spürte ich den Ehrgeiz in mir, Ende Februar in Heerenveen noch einmal meinen Weltmeistertitel im Eissprint zu verteidigen. Wie das auch ausgehen mag: Die Gewißheit, alles dafür getan zu haben, werde ich aus alldem mitnehmen."

Als Christa Luding in Calgary für FREIE WELT Tagebuch führte, hegte sie noch keine Pläne für das nächste Jahr. „Da lag alles gerade hinter mir. Ich war unendlich glücklich und hätte die Welt umarmen können. Für die ständige Fragerei, ob man mich denn auch in Sòul sehen werde, hatte ich gar keinen Sinn – ich hatte doch nach Sarajevo '84 wieder eine olympische Goldmedaille gewonnen! Was wollte ich also noch? Insgeheim freilich dachte ich später daran, vielleicht auch in Sòul zu starten, denn mit meinem WM-Gold 1986 und der Silbernen 1987 lächelte mir von weitem eine Medaille im Radsprint entgegen. Ich will aber nicht verschweigen, daß ich auch ein bißchen Angst davor hatte. Erst dieses, dann das, und würde nach der kurzen Verschnaufpause die Zeit ausreichen, um im Sommer zunächst einmal die Konkurrentinnen im eigenen Land zu schlagen, denn auch von uns konnte ja nur eine fahren! Ich hab's gewagt – und hab' gewonnen!"

Die Flitterwochen nach der Hochzeit fielen bei solchen Plänen natürlich ins Wasser. Christa kletterte mit ihrem Ernst statt in kuschelige Ecken auf die Höhen des Erzgebirges. Dort, wo sich der olympisch zweifach vergol-

dete Biathlet Frank-Peter Roetsch ins Schwitzen bringt, verlor auch Christa so manchen Tropfen Schweiß: „Auf der dortigen Asphalt-Trainingsstrecke strampelte ich mit dem Rad entlang, um mir Ausdauer und Beinkraft für die Radsprints zu holen. Ich kann gar nicht sagen, wie hart das war."

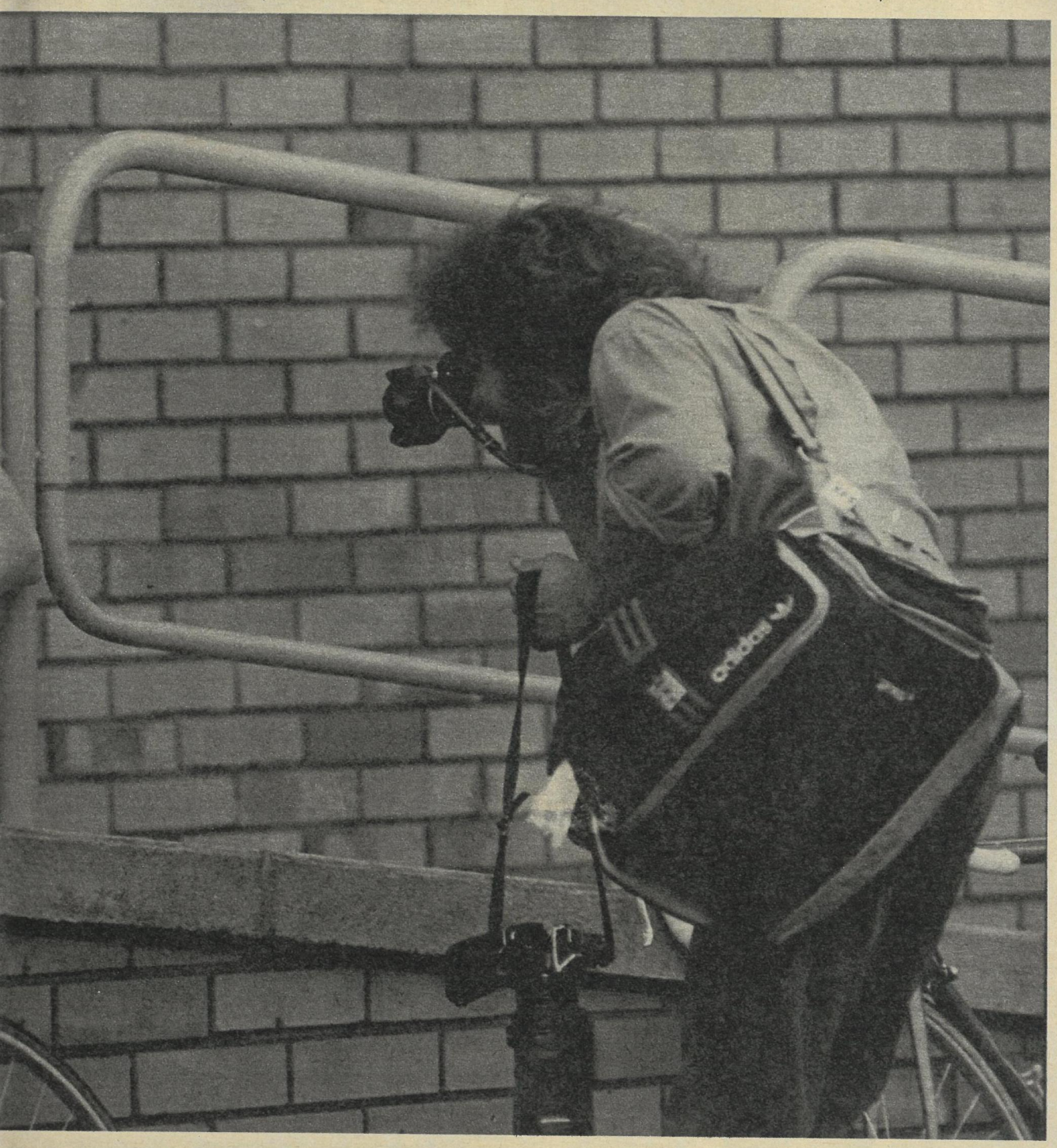
In Sòul dann, nachdem sie hinter der kleinen und taktisch so gewitzten UdSSR-Radsprinterin Erika Salumäe die Silbermedaille errungen hatte, schrieb Christa weiter an ihrem auch diesmal für FREIE WELT geführten Tagebuch: „Nun scheint alles erreicht. Seit 1979 betreibe ich das sportliche Doppelleben auf Schlittschuhen und Rennrad. Das ist eine lange Zeit, und ich werde mir auf dem Rückflug nach Hause überlegen, wie es nun weitergeht und ob überhaupt." Kaum in Berlin gelandet und dort umjubelt, schrieb sie ihre letzten Tagebuchsätze auf: „Neben meinem Mann im Flugzeug sitzend, habe ich mich entschlossen, meiner Laufbahn auch noch ein Jahr '89 anzuhängen. Ich werde vom Eis laufen und in den Sommer hineinfahren. Denn irgendwie habe ich das Gefühl, daß die angenehme Popularität, die ich genieße, vor allem auch mit dem Radsport zusammenhängt. Radsport – das ist was bei uns: Schur und Schur, Ampler und Ampler, Ludwig und Raab, Geschke und Thoms und dieser Heßlich! Wenn ich auch ungern aus meiner Zurückhaltung heraustrete: Ich würde mich schon ganz gern noch einmal im Regenbogentrikot fotografieren lassen. Das heißt, Salumäe schlagen, und das ist schon eine ganz Gute!"

Vater Heinz Rothenburger in Weißwasser kann also das Archiv über seine tüchtige Tochter noch nicht mit einem Abschiedsbeitrag versehen. Da er alles, was die sportlichen Taten seiner Jüngsten betrifft, fein säuberlich eingeklebt hat und in dicken Mappen aufbewahrt, fanden wir bei ihm einen Artikel darüber, wie alles begann: Mit den Träumen vom Rüschenkleid und von Dreifachsprüngen auf dem Eis, denn Christa war anfangs ihrer sportlichen Karriere eine Kunstläuferin mit Talent und Zukunftsaussicht. Dann mit den besseren Möglichkeiten für den Schnellauf, mit der Abwanderung einiger Trainingsgefährtinnen von Christa zur Leichtathletik und zum Turnen und mit Christas Geständnis nach zwei, drei Tagen Schnellauf: „Mir ist, als hätte ich noch nie etwas anderes gemacht."

Und eines Tags nach Dresden. Ernst Luding nahm Christa unter seine Fittiche, machte sie zur ersten 500-m-Eissprinterin der Welt, die unter 40 Sekunden blieb, machte aus ihr eine Goldmarie auf Kufen wie auch im Rennsattel. Er erlebte, wie der Wirtschaftskaufmann Christa Rothenburger das Abitur nachholte, um studieren zu können. Er selbst, ein Eisschnellauf-Trainer von Format, vertiefte sich mit Hilfe befreundeter Kollegen in die Materie des Radsports, um auf seine Christa auch im Sommer nicht verzichten zu müssen. Und nun ist alles „Paar": Eine Eis- und Radsprinterin, ein Eisschnellauf- und Radsporttrainer, zu zweit nun auch im Leben. „Aber der Tag, an dem wir dann zu dritt sind, kommt bestimmt!"

Manfred Hönel

Fotos: Frank Wegner (4), privat (3).



Im nächsten Heft:

In contragefährdetem Gebiet

Unter dem Geleitschutz einer sandinistischen Armeeabteilung fahren FREIE WELT-Reporter, im zweiten Teil ihrer Nikaragua-Reportage, zu Bauern einer Kooperative in der Provinz Chontales.

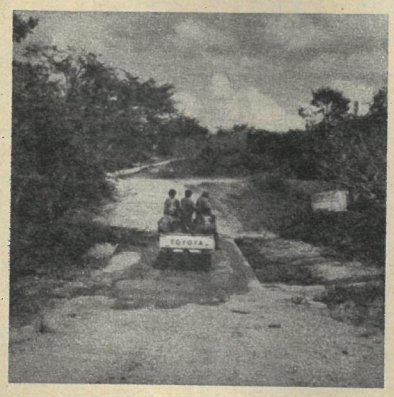


Foto: Detlev Steinberg

Ich habe überlebt

Vor drei Jahren stand der Feuerwehrmann von Tschernobyl Grigori Chmel (Foto) in vorderster Front im Kampf gegen die Havarie am Atomreaktor.

Foto: Peter Meißner

Tschingis Aitmatow: „Bachiana"

Der Autor stellte unserer Zeitschrift einen Vorabdruck aus seinem neuen Roman zur Verfügung.

Kunstwerk Theater...

ein untrennbarer Teil davon ist das Bühnenbild. In unserer neuen Rücktitelserie stellen wir Arbeiten berühmter Bühnenbildner unseres Landes zu geschichtemachenden Inszenierungen vor.

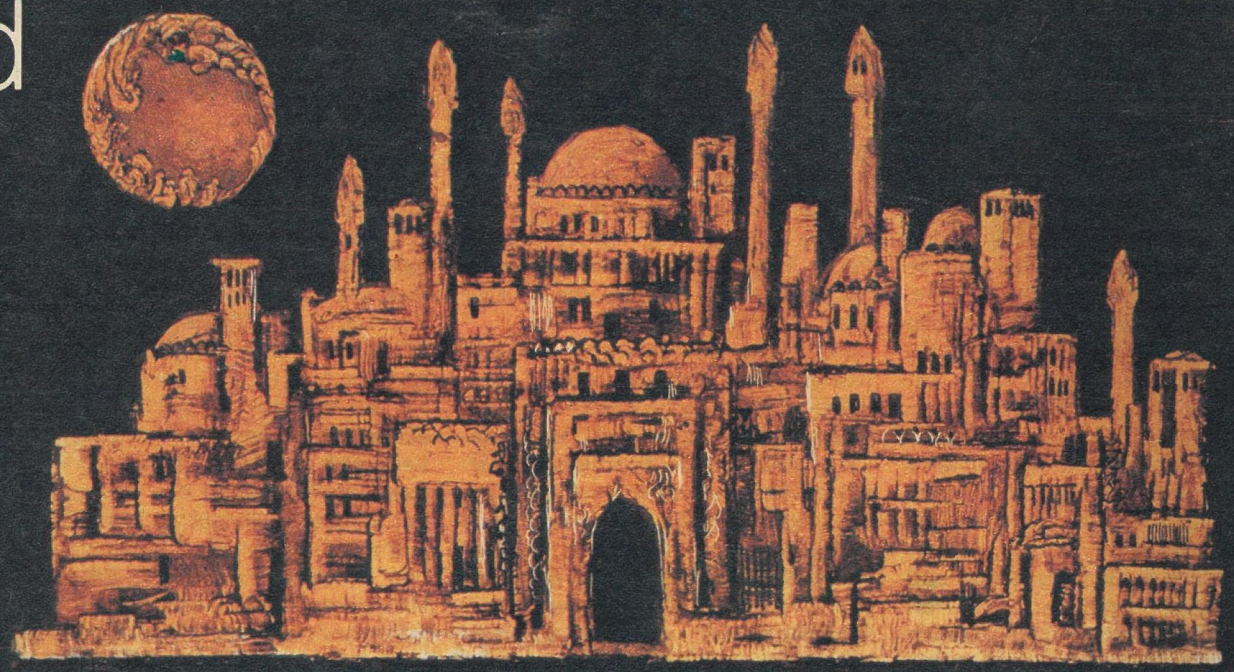
Was ist Kampfgeist?

Gibt es so etwas auch im Schach? Oder in der Rhythmischen Sportgymnastik, dieweil alle doch immer nur lächeln? Ist Kampfgeist Verbissenheit und verdirbt er die Schönheit? Prof. Dr. Paul Kunath kann dazu etwas sagen.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

Das Land des ewigen Lebens



NOVEMBER 1989

M	D	M	D	F	S	S
		1	2	3	4	5
6	7	8	9	10	11	12
13	14	15	16	17	18	19
20	21	22	23	24	25	26
27	28	29	30			

DEZEMBER 1989

M	D	M	D	F	S	S
				1	2	3
4	5	6	7	8	9	10
11	12	13	14	15	16	17
18	19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30	31

Liebe Mädchen und Jungen!
Die FREIE WELT-Märchenserie – Text auf Seite 41 – macht euch mit Märchen aus der Sowjetunion bekannt. Wenn ihr die sechs Teile der Serie sammelt, könnt ihr euch am Ende einen Kalender basteln; die Schnur zieht ihr durch die beiden angedeuteten Löcher. Und wenn ihr jedesmal mitgemacht habt – das hier ist bereits die sechste Folge seit 1983 – dann habt ihr ein Märchenbuch, das immer dicker wird. In diesem Jahr veröffentlichen wir Märchen von Völkern, die im Kaukasus wohnen.

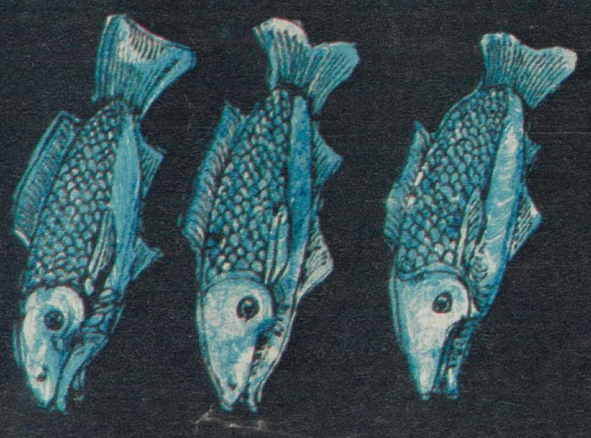


Illustration: Horst Bartsch